



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 16, Nr. 8 August 15, 1963

Köln: Bund-Verlag, August 15, 1963

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

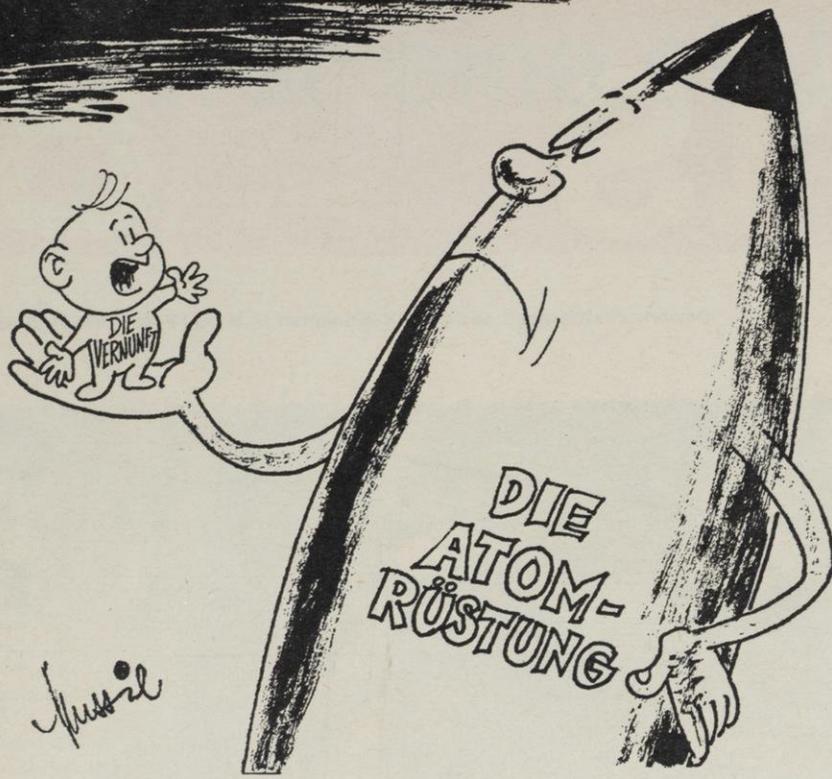
When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

Köln, 15. August 1963 · 16. Jahrgang · Preis 50 Pfennig · G 1394 E

Gewerkschaftsjugend aus allen Kontinenten in Wien / Foto: Udo Hoffmann



Mehr oder weniger Studenten?



„Du hast doch auch mal klein angefangen!“ (Frankfurter Rundschau)

Sieg der Vernunft

Die Hoffnung auf Vernunft in der Weltpolitik kann Atem schöpfen. Die Testversuche mit den mörderischen Bomben, die bisher unsere Atmosphäre vergiftet haben, werden in der Luft, im Wasser und im Weltraum nicht mehr durchgeführt. Das ist ein Erfolg, der auch dadurch nicht geschmälert wird, daß wirtschaftliche und weltpolitisch geänderte Kräfteverhältnisse den eilenden Fuß der Angst beschleunigten, um einen vernünftigen Beschluß zu fassen. Es hat sich erwiesen, daß Gespräche – und mögen sie noch so oft vergeblich geführt werden – am Ende doch lohnen. Ein kleiner Schritt wurde getan, aber er birgt die Hoffnung in sich, daß ihm weitere folgen. Wir werden von den Bomben nicht befreit sein, wir werden mit ihnen leben müssen. Es ist das Schicksal der Menschen unserer Zeit, die in einer technischen Entwicklung leben, die alles, was bisher geschah, in den Schatten stellt, die aber angesichts der Entwicklung der Waffentechnik auch erleben, daß der Krieg als Mittel der Politik ausgeschaltet ist, weil es bei Anwendung der Waffen keine Sieger mehr geben kann.

„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bund-Verlag GmbH., Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 83881. „aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: DuMont Presse, Köln.

Und es will scheinen, als habe sich nicht nur die Atmosphäre der Erde, sondern auch die Atmosphäre zwischen den Machthabern geändert, die über Krieg und Frieden entscheiden, denn weitere Verhandlungen sollen folgen. Es mag verwegen sein, jetzt schon an eine allgemeine Abrüstung zu denken, aber sie ist heute mehr auf der Tagesordnung als sie es je war, denn mehr als je verhindert das Rüstungswettrennen die soziale Entwicklung unserer Erde, auf der mehr als die Hälfte der Menschheit hungert und selbst die beiden großen Atommächte in ihrer sozialen Entwicklung beschneidet.

Nach allem, was von den Verhandlungen in Moskau bekannt wurde, soll in nächster Zukunft über die europäische Sicherheit und einen Nichtangriffspakt der NATO und des Warschauer Paktes gesprochen werden. Damit ist auch die deutsche Frage wieder angeschnitten. Es ist nicht zu erwarten, daß bei neuen Verhandlungen die Teilung Deutschlands aufgehoben wird, aber es liegt im Bereich der Möglichkeit, daß sich für die 17 Millionen Landsleute hinter dem Eisernen Vorhang eine Verbesserung ihrer Lage ergibt, was ja nach den Worten Adenauers unsere dringende Aufgabe sein muß. Es ist keine Frage, daß er damit ausgesprochen hat, was der überwältigende Teil unserer Bevölkerung auch als dringende Sorge und Aufgabe empfindet. Was sollten wir anderes tun, als auf vernünftige Lösungen zu hoffen? Aber zweifellos wird man auch in der Regierung und in den Parteien der Bundesrepublik sich Gedanken darüber zu machen haben, was von uns – wenn es nicht unsere Freiheit und die Westberlins ist und sein kann – beigetragen werden sollte. Es muß leider immer und immer wieder gewissen Leuten gesagt werden, daß die Rechnung für einen mutwillig angefangenen und später verlorenen Krieg noch offensteht. Hoffnungen auf vernünftige Lösungen in unserer ureigenen Frage bestehen. Oder sollte man nicht auch die Hoffnung haben, daß, wenn Chruschtschow schon das große kommunistische China fallenläßt, er im Zuge einer Entspannung auch das Regime von Ulbricht fallenlassen kann, um eine liberalere Regierung in Ostdeutschland zu etablieren?

Hans Dohrenbusch

Fast alle Länder, die über ein entwickeltes Bildungswesen verfügen, haben auf diese Frage eine klare Antwort gefunden: Sie wollen mehr Studenten, weil sie dessen gewiß sind, daß die Gesellschaft von morgen noch mehr Menschen mit Hochschulbildung braucht. Die Schweden wollen bis 1970 die Studentenzahl verdoppeln, die Norweger ebenso, die Franzosen streben das gleiche Ziel an, die Italiener wollen nicht dahinter zurückbleiben. Die Vereinigten Staaten liegen mit 20 Studenten auf tausend Einwohner heute schon weit über dem, was die europäischen Länder erst in sieben Jahren erreichen wollen, und die Sowjetunion steht nicht viel hinter ihnen zurück. Zu den wenigen Ländern, die in dieser Frage noch nicht wissen, was sie wollen, gehört die Bundesrepublik. Die Hochschulen lassen bei jeder Gelegenheit erkennen, daß ihnen im Grunde eine kleine Zahl ausgesiebter Hochbegabter viel sympathischer wäre als die „Studentenflut“ von heute, die höheren Schulen fühlen sich nach wie vor als die Bildungsstätte einer geistigen Elite, und die Politiker, die am Ende entscheiden sollen, sind mangels eindeutigen sachkundigen Rates unsicher und unentschlossen. Und weil von den Parteien es bisher keine gewagt hat, politische Willensbildung im Sinne eines Mehr mit Entschiedenheit zu betreiben, ist die öffentliche Meinung desorientiert und schwankend.

Das Ergebnis dieser Unentschiedenheit ist, daß alle die Maßnahmen, die darauf hinzielen, mehr Studienplätze an unseren Hochschulen zu schaffen, nur lahm und zögernd vorangehen. Weil der Rückenwind der öffentlichen Meinung fehlt, können der Bund und die Länder es sich leisten, sich in Sachen Gründung neuer Hochschulen jahrelang den schwarzen Peter zuzuschieben und nichts zu tun; können die Fakultäten längst bewilligte Dozentenstellen

Krause Einfälle

In Köln ist ein Rechtsanwalt, ein Dr. Kraus, auf einen wahrhaft krausen – man könnte auch sagen grausigen – Einfall gekommen. Er hat einen Verein zur Wiedereinführung der Todesstrafe gegründet und in das Vereinsregister eintragen lassen.

Dort rangiert er jetzt irgendwo zwischen Skatvereinen und Tennisklubs und verdankt diesen Platz einzig den in unserer Verfassung verankerten Rechten auf Versammlungsfreiheit und auf Freiheit der Meinungsäußerung.

Um bei letzterem zu beginnen: Man könnte durchaus der Meinung sein, daß beide Rechte Grenzen haben. Zum Beispiel wenn sich, wie in diesem Fall, Leute zu versammeln beabsichtigen, mit dem erklärten Ziel, einen Grundgesetzartikel – nämlich Artikel 107, der die Todesstrafe für abgeschafft erklärt – zu beseitigen. Weiterhin könnte man sogar der Meinung sein, daß das Verbot der Todesstrafe auch ohne die ausdrückliche Verankerung in unserer Verfassung gilt, allein schon auf Grund der Menschenrechte.

Aber diese Auffassung teilt Herr Dr. Kraus nicht. Er steht – im Gegenteil – auf dem Standpunkt, ein Rechtsstaat ohne Todesstrafe sei überhaupt kein richtiger Rechtsstaat. So jedenfalls interpretiert in einem Artikel, der in der Deutschen Soldatenzeitung erschienen ist. Den Wunsch nach Wiedereinführung der Todesstrafe hegt Herr Dr. Kraus nicht allein, er teilt ihn mit manchen anderen. Unter ihren Befürwortern finden sich sogar recht prominente Leute, zum Beispiel der Vizepräsident des Bundestages, Herr Dr. Jaeger.

Was aber den Kölner Rechtsanwalt von diesem unfürwortlichen, sind seine wahrhaft abstrusen Gedanken über die Vollstreckung. Herr Dr. Kraus geht dabei von der sicher nicht falschen Annahme aus, daß es bei Wiedereinführung der Todesstrafe nicht eben leichtfallen würde, Leute zu finden, die gegen Bezahlung bereit sind, andere aufzuhängen oder

unbesetzt lassen oder die Besetzung mit Hilfe eines umständlichen, die akademische Inzucht fördernden Berufungsverfahren endlos hinauszögern. Die Leidtragenden sind heute die Studenten, die in überfüllten Lehrveranstaltungen mit ihrem Studium nicht so vorankommen, wie sie sollten. Die Leidtragenden von morgen sind wir alle. Denn weil die Wissenschaft immer wichtiger für die Produktion, für das Funktionieren der gesellschaftlichen Apparatur wird, hängen Wohlstand und Fortentwicklung der Völker heute entscheidend vom geistigen Vermögen ab. Nun ist die Zahl der Menschen mit Hochschulbildung zwar nicht der einzige Posten in der geistigen Vermögensbilanz, aber sie ist ein sehr wesentlicher. Ohne Forscher, ohne Lehrer, ohne wissenschaftlich gebildete Wirtschafts- und Sozialpraktiker, ohne Ingenieure und Betriebswirte geht es heute einfach nicht. In der jüngsten Zeit haben sich die Alarmmeldungen gehäuft. Die deutschen Forscher haben erklärt, daß die deutsche Forschung auf den wichtigsten Gebieten im Rückstand sei und an alten Methoden und Betrachtungsweisen festhänge. Die Hochschulrektoren haben angekündigt, daß sie die Zulassung zu den Hochschulen drastisch beschränken wollen. Der Wissenschaftsrat hat an die Politiker erste Mahnungen gerichtet. Schließlich haben die Vertreter der Studentenschaft sich zu Wort gemeldet und gefordert, der Kulturpolitik einen höheren Rang zu geben und die alten Zöpfe, die in unserem Hochschulwesen die Entwicklung hemmen, endlich abzuschneiden. Die gewerkschaftliche Jugend sollte diesen Appell der studierenden Jugend unterstützen, denn es geht auch um ihre Zukunft, wenn in der Bildungs- und Wissenschaftspolitik versäumt wird, was die Zeit fordert.

H-n

ihnen den Kopf abzuschlagen. Henker mit einem Wort. Diese Erkenntnis mag bei ihm nicht allein aus einer kritischen Beurteilung der momentanen Lage auf dem Arbeitsmarkt herrühren, sondern ein bißchen wohl auch aus der Einsicht, daß die Aversion gegen das Töten in weiten Bevölkerungsschichten tief verwurzelt ist. Deshalb schlägt der Kölner Strafrechtsrenewer vor, den Vollzug der Todesstrafe wahlweise entweder dem Militär zu übertragen oder – bei Fällen von Mord – den nächsten Angehörigen der Opfer.

Wie seltsam malt sich in diesem Hirn doch die Gesellschaft in der Bundesrepublik im Jahre 1963:

Das deutsche Militär, nach dem letzten Krieg widerwillig und allein aus zwingender Notwendigkeit wieder aufgestellt und seither eingegliedert in die Atlantische Verteidigungsgemeinschaft, eine Garde von ersatzweisen Henkern. Womöglich nach dem Auslosungsprinzip. Wer gezogen wird, muß köpfen. Die beklagenswerten Eltern, denen ihr Kind durch einen Mörder getötet wurde, aufgerufen und womöglich gesetzlich verpflichtet zur Familienrache!

Das Thema ist wahrhaftig zu makabar, um die Bilder auszuspinnen, die sich einem hier förmlich aufdrängen. Bestimmt hat der grausige Verein des Dr. Kraus nicht die mindeste Aussicht, die selbstgesteckten Vereinsziele in der Bundesrepublik jemals zu verwirklichen. Solange es aber möglich ist, mit einem solchen Programm überhaupt in ein bundesdeutsches Vereinsregister aufgenommen zu werden, muß man fragen, wo eigentlich die Grenzen gezogen sind, die uns als Bürger – sei es in Zivil, sei es in Uniform – vor unzumutbaren Zumutbarkeiten wie denen eines Herrn Dr. Kraus schützen.

Gerd Angermann

Die Jugend- arbeit im IBFG



Foto: Udo Hoffmann

In Wien sucht ein Mechanikerlehrling Rechtsberatung bei der Jugendabteilung seiner Gewerkschaft. In Düsseldorf hören junge Mädchen und Burschen einen Vortrag über aktuelle Gewerkschaftsprobleme. In Holland zieht eine Jugendgruppe des Gewerkschaftsbundes singend den Strand des Meeres entlang. Sie alle sind in sehr jungen Jahren Gewerkschafter geworden. Sie wurden es nur durch die Arbeit der gewerkschaftlichen Jugendorganisationen.

In vielen Ländern Europas hat die gewerkschaftliche Jugendarbeit schon eine reiche Tradition. In Europa ist das Lehrlingsystem in der Berufsausbildung besonders stark verbreitet. Dieses System der Berufsausbildung ist die eine Wurzel der gewerkschaftlichen Jugendarbeit. Der Lehrling hat im Gegensatz zum ausgelerten Arbeiter und Angestellten bestimmte Rechte und Pflichten. Er genießt auch in vielen Ländern besonderen sozialrechtlichen Schutz durch eigene Sozialgesetze, die zum Beispiel die Nachtarbeit für Jugendliche verbieten, einen längeren Urlaub festsetzen und auch bestimmte Ausbildungsvorschriften beinhalten. In manchen Ländern gibt es eigene Gesetze, die die Berufsausbildung Jugendlicher regeln. Diese sozialrechtliche Sonderstellung des Jugendlichen verlangt eine spezielle gewerkschaftliche Betreuung, die von den Jugendorganisationen der Gewerkschaften durchgeführt wird.

Die zweite Wurzel der gewerkschaftlichen Jugendarbeit in Europa ist die Jugendbewegung, die aus den revolutionären Veränderungen zu Beginn des 20. Jahrhunderts, nach dem Zerfall der großen europäischen Monarchien im Jahre 1918 und aus dem gesellschaftlichen Aufstieg der Arbeiterschaft entstanden ist. Diese Jugendbewegung war revolutionär, gleichgültig, ob ihre Mitglieder aus den bürgerlichen Schichten oder aus der Arbeiterschaft stammten. Sie vereinigte die feurigsten jungen Geister, die kühnsten Denker, die aktivsten Organisatoren. Nicht wenige bedeutende Führer der Arbeiterbewegung sind aus dieser Jugend-

bewegung hervorgegangen, haben dort ihre ersten gefühlsmäßigen Bindungen an die Gewerkschaftsbewegung entwickelt und ihre erste politische Schulung erhalten. Die Tradition der europäischen Jugendbewegung, bewußt das Neue zu suchen, hat sich auch in den gewerkschaftlichen Jugendorganisationen erhalten. Sie sind oft der Sauerteig und das revolutionäre Gewissen großer und bedächtig agierender Organisationen. Auch die Arbeiterbewegung ist nicht vor der Gefahr konservativer Erstarrung bewahrt. Die Jugendorganisationen stellen dabei das auflockernde Element dar, das für geistige und organisatorische Erneuerung sorgt.

Diese Situation ist für die gewerkschaftliche Jugendarbeit in Europa kennzeichnend. Sie wird in anderen Kontinenten, in Amerika, Afrika oder Asien völlig anders sein. Aber auch in diesen Kontinenten gibt es erfreuliche Ansätze und Entwicklungen zu gewerkschaftlicher Jugendarbeit. Je mehr die einzelnen Länder sich zu Industriestaaten entwickeln, desto ähnlicher werden allerdings gewisse Voraussetzungen und Notwendigkeiten für die gewerkschaftliche Jugendarbeit sein.

Immer mehr setzt sich die Erkenntnis der Bedeutung internationaler gewerkschaftlicher Jugendarbeit durch. Gerade in den Gebieten der Welt, die von einer tiefgreifenden gesellschaftlichen Umwälzung ergriffen sind, spielt die Jugend eine wesentliche Rolle. Immer mehr junge Menschen erkennen, daß die entscheidenden Probleme dieser Welt vor allem die Probleme ihrer Generation sein werden. Wer die Entwicklungen in der Welt beeinflussen will, muß die Jugend gewinnen und muß die Jugend für sich interessieren. Diese Aufgabe hat auch in immer stärkerem Maße der Internationale Bund Freier Gewerkschaften als die größte Organisation demokratischer Gewerkschaften in der Welt. Mit dem ersten Weltjugendtreffen junger Gewerkschafter in Wien ist ein entscheidender Schritt zur weltweiten gewerkschaftlichen Jugendarbeit getan.

So etwas wie eine ideale Welt v

Junger Araber auf dem Treffen des IBFG in Wien

Hejsan, hallo, servus, bonjour, goeden dag...

Auf dem Gelände des Wiener Hörndlwaldes herrscht internationales Sprachengewirr. Wohin man schaut das gleiche bunte Bild: Jungen und Mädchen verschiedenster Hautfarben laufen zusammen, drücken einander die Hände, klopfen sich gegenseitig auf die Schulter und versuchen, sich zu unterhalten. Meist einigen sie sich schnell auf eine Sprache, die ihnen allen eigen ist. Manchmal werden auch Augen, Hände und Füße zur Verständigung eingesetzt. Unter einer jahrhundertealten Eiche hat sich eine Gruppe um einen gitarrespielenden Jungamerikaner mit Bürstenhaarschnitt versammelt. „Solidarity forever“ klingt aus vollen Kehlen.

Einige Afrikaner, ein Japaner, ein Inder und zwei Deutsche sind in ein Gespräch über Entwicklungshilfe vertieft. Dann kommen zwei des Wegs, die das laute Treiben um sich herum nicht mehr zu bemerken scheinen. Zärtlich blicken zwei kugelrunde Italieneraugen in ein Augenpaar von aufregendstem Schwedenblau...

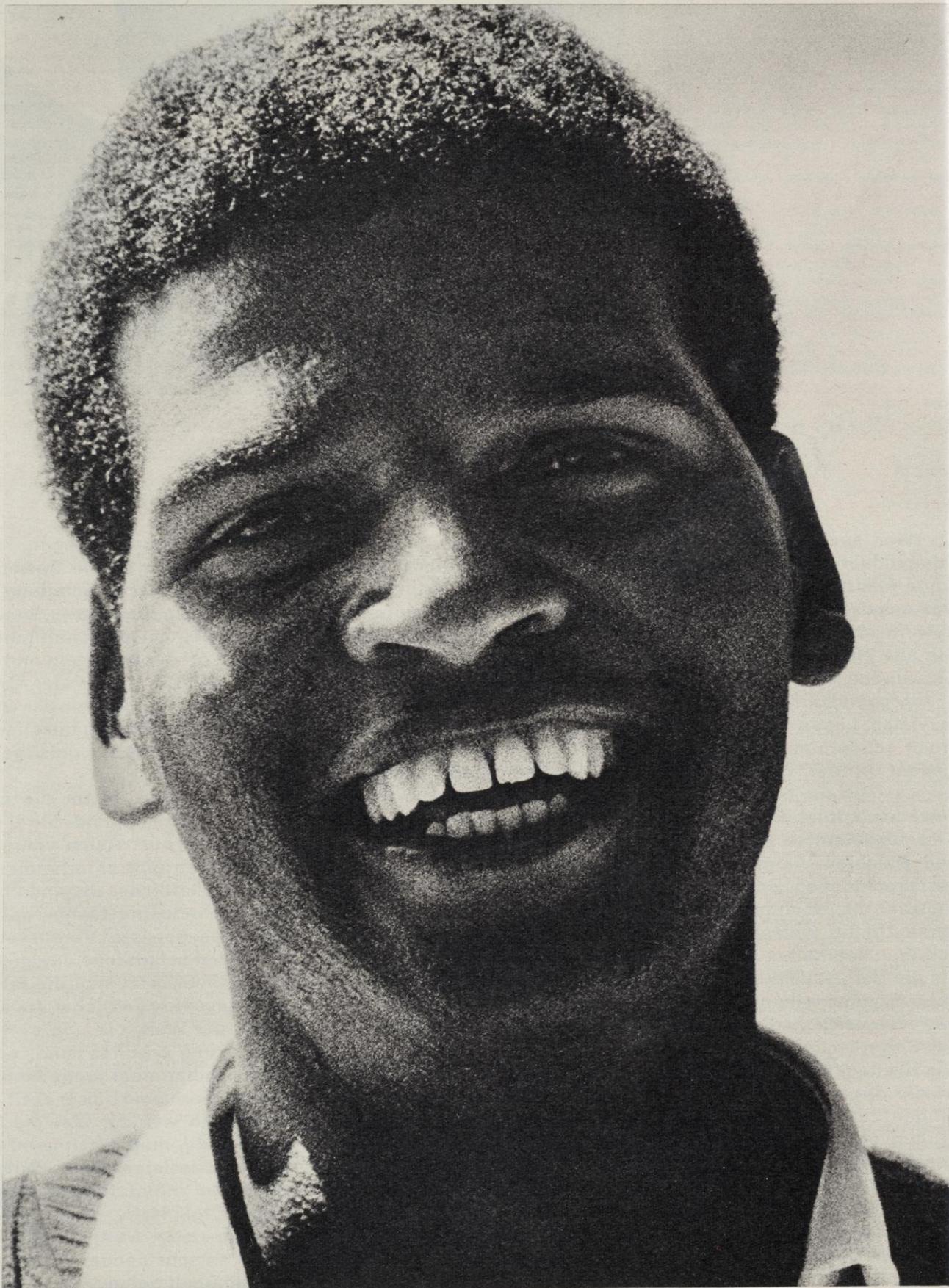
Schon vor der offiziellen Eröffnung des ersten Weltjugendtreffens des Internationalen Bundes freier Gewerkschaften (IBFG) hatten sich die einzelnen Länderdelegationen zu einer großen Völkerfamilie vereinigt. 4500 junge Gewerkschafter aus nahezu 60 Ländern und fünf Kontinenten waren dem Ruf des IBFG nach Wien gefolgt – Schweden mit 1400 und die Bundesrepublik Deutschland mit 900 jungen Menschen stellten die größten Teilnehmerzahlen.

Zehn Tage stand Wien, eine Stadt der Lebenskunst und des beharrlichen Fleißes, einer großen kulturellen Tradition und des sozialen Fortschritts, der in jahrzehntelangem, erbittertem Kampf gegen die Mächte der Reaktion durch die Arbeiterbewegung errungen wurde, im Zeichen dieses Treffens.

Die Veranstalter, der IBFG und der ÖGB, hatten mit viel Fleiß und Überlegung eine Zeltstadt aufgebaut, einschließlich Büros, Trinkhallen, einem Lebensmittelladen, einem Tanzzelt und großen Wasch- und Duschhallen.

Ein eigenes Postamt und eine eigene Wechselstube waren eingerichtet worden. Eine Lautsprecheranlage, über das ganze Camp verteilt, gab Informationen in verschiedenen Sprachen durch. Und über der Festwiese, auf der die meisten Veranstaltungen stattfanden, riesengroß und weithin sichtbar die stilisierte Faust, die die Erdkugel umschließt, Zeichen für die welterhaltende Kraft des arbeitenden Menschen. Zehn Tage waren junge Menschen vieler Hautfarben und Rassen vereint auf einem kleinen Flecken Erde, zwischen Zeltromantik, gewerkschaftspolitischem Gespräch und Ferienvergnügung, waren miteinander ernst und besonnen bei Diskussionen über ihre gewerkschaftlichen und politischen Probleme, waren miteinander vergnügt und ausgelassen bei Tanz und Musik, wurden nachdenklich, als sie durch die verschiedensten Referate die Fülle ihrer Aufgaben und die großen Hoffnungen, die in sie gesetzt sind, erkannten, schlossen Freundschaften, tauschten Adressen, Wimpel und Abzeichen.

Zu Hause in ihren Schulen hatte man sie vielleicht einmal gelehrt, daß es Schranken geben muß zwischen den Hautfarben, Rassen und Religionen. In Wien aber war nichts davon zu





verspüren. Von vornherein bewegten sie sich natürlich und unbefangen, und mit der größten Selbstverständlichkeit sprachen sie miteinander über alle Dinge, die ihnen am Herzen lagen. Denn es waren ja selbständig denkende junge Leute mit weltoffenem Geist, die sich in einem gemeinsamen Kampf für ein gemeinsames Ziel über Länder und Kontinente hinweg die Hände reichen, im Kampf um die Erhaltung des Weltfriedens und menschenwürdige Lebensbedingungen für die Menschen der ganzen Welt. Und sie alle wissen, daß die Kraft, die sie verbindet, die Solidarität ist. So war dieses Lager wirklich, wie es ein Redner so gut sagte, „so etwas wie eine ideale Welt von morgen“.

Eine Frage der Initiative

Wir finden heute, nachdem wir schon etwas Abstand gewonnen haben, daß diesem ersten Versuch, Vertreter der Gewerkschaftsjugend aus vielen Teilen der Welt zusammenzubringen, ein Erfolg beschieden war, auf den seine Verantwortlichen mit Recht stolz sein dürfen, daß die noch junge Jugendarbeit des IBFG ihre Generalprobe bestanden hat, und daß es wichtig sein wird, diesem Treffen weitere folgen zu lassen.

Der Jugendsekretär des IBFG, Franz Mrkvička, bestätigte uns das in einem persönlichen Gespräch. Er sagte u. a.: „Die im IBFG zusammengeschlossenen Gewerkschaftsorganisationen der einzelnen Länder haben eine sehr unterschiedliche Tradition. Auf diesem Treffen nahmen Vertreter von Organisationen mit einer intensiven Jugendarbeit Kontakt auf mit Vertretern von Organisationen, in denen die Jugendarbeit schwach ist oder gänzlich fehlt. Es kam ein reger Erfahrungsaustausch zustande, und es darf bei Aufrechterhaltung und Ausbau der Kontakte mit einer stärkeren Internationalisierung der gewerkschaftlichen Jugendarbeit gerechnet werden.“

Außerdem hat dieses Treffen klar bewiesen, daß zwischen jungen Gewerkschaftern einer freien demokratischen Gewerkschaftsbewegung eine Verständigung schnell und ohne Hindernisse stattfindet.

Beides zusammen macht den Erfolg unseres ersten Weltjugendtreffens aus. Das Interesse der Öffentlichkeit an unserem Treffen war groß. Vertreter von acht Fernseh- sowie zehn Rundfunkstationen aus der ganzen Welt und zahlreiche Vertreter der in- und ausländischen Presse waren als Beobachter hier. Sie werden über unser Treffen berichten.

Aber vor allem von der Initiative der Jugend hängt es weitgehend ab, ob der IBFG weitere Treffen dieser Art durchführen wird!“

Keine Langeweile

Der Bogen der Veranstaltungen während der zehn Tage war weit gespannt. Stadtrundfahrten, Donaufahrten, Ausflüge, Besuche von Betrieben, sozialen, kommunalen, gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Einrichtungen standen auf dem Programm. Sportwettbewerbe in vielen Disziplinen wurden durchgeführt. Zwei Abendveranstaltungen sind besonders erwähnenswert. Ein Wiener Abend mit Musik, Ballett und Theaterszenen und die große Musik-Schau „Musik kennt keine Grenzen“ in der Wiener Stadthalle, deren unumstrittener Star Caterina Valente war.



Fotos: Udo Hoffmann

Ein Veranstaltungsabend der gewerkschaftlichen Kulturgruppen aus aller Welt machte mit einer Reihe von überdurchschnittlich begabten jungen Talenten bekannt. „Riverboat-shuffle“-Dampferfahrten auf der Donau fanden statt, die Internationalen Berufssekretariate der Metallarbeiter, der Bau- und Holzarbeiter sowie der Privatangestellten arrangierten eigene Veranstaltungen; fürs Wochenende fanden sich weitere Teilnehmer aus Österreich und Deutschland zu Freundschaftsgesprächen ein.

Viele interessante Reden wurden gehalten – so sprach u. a. auch P. P. Narayanan, der Präsident der Asiatischen Regionalorganisation des IBFG unter dem Titel „In Freiheit leben“. Eine Ausstellung „Junge Kunst 63“ wurde gezeigt. Über 50 junge Künstler aus 19 Ländern stellten ihre Bilder, Grafiken und Plastiken aus. Diese Ausstellung zeigte einmal mehr, daß die moderne Kunst keine geografischen Grenzen kennt, daß nationale Besonderheiten in der bildenden Kunst bis auf geringe Einflüsse wegfallen. Man hatte die

Ausstellung zusammengestellt, um Kontakte herzustellen zwischen der Jugend der Welt und den jungen Künstlern unserer Zeit. Interessante und ergiebige „Gespräche am runden Tisch“ fanden statt. Ihre Themen: „Gewerkschaft-Staat-Demokratie“, „Der junge Arbeitnehmer: Mensch oder Ware?“, „Almosen oder Partnerschaft“ (Probleme der Entwicklungshilfe) und „Aufrüstung für den Frieden?“ (Abrüstungsfragen, politische Probleme). Parallel zum Weltjugendtreffen wurde ein „Internationales Jugendseminar“ durchgeführt, auf dem Vorschläge für ein Jugendprogramm des IBFG erarbeitet wurden, das in allen Ländern der „freien Welt“ Anwendung finden soll.

Höhepunkte des Treffens aber waren der Fackelzug über die Wiener Ringstraße zum Rathaus und die anschließende Großkundgebung auf dem Wiener Rathausplatz. Die Bevölkerung Wiens säumte die Straßen und sparte nicht mit ihren Freundschaftsrufen, als ein Zug von über 10 000 Junggewerkschaftern (den 4500 hatten sich weitere 6000 Wochen-

enteilnehmer zugesellt) mit Fackeln, Fahnen und Transparenten zum Rathaus zog. Auf dem Rathausplatz sprachen Omer Becu, Generalsekretär des IBFG, Bürgermeister Jonas und Anton Benya, Geschäftsführender Vizepräsident des ÖGB, zur Jugend. Dann wurde das Wiener Rathaus festlich beleuchtet. Und auf dem langsam sich leerenden Platz tanzte die Jugend der Welt zu unsterblichen Walzermelodien.

Die Fackeln waren längst erloschen, aber die Flamme brannte weiter in den Herzen der jungen Menschen. Und sie wird getragen werden um die ganze Welt. Denn die jungen Gewerkschafter haben früh genug erkannt, wie notwendig es ist, daß dieses Feuer der brüderlichen Solidarität aller Menschen der Erde nicht erlöschen darf. Denn sie alle wollen
**IN FREIHEIT LEBEN –
DEN FRIEDEN GEWINNEN!**

Hans Plück

Frieden und Freiheit für alle



Auszug aus der Ansprache von Omer Becu, Generalsekretär des IBFG

Es erfüllt mich mit Stolz und Freude, wenn ich sehe, wie viele junge Menschen dem Ruf unseres Bundes gefolgt sind. Ihr kommt, weil Ihr das Gefühl habt, daß Euch die freie Gewerkschaftsbewegung etwas zu bieten hat, und auch wohl aus der Überzeugung heraus, daß Ihr der Gewerkschaftsbewegung manches geben könnt. Ihr wärt ja keine rechte Jugend, wenn Ihr nicht den Glauben hättet, daß Ihr es besser machen könnt als die ältere Generation. Das haben wir geglaubt und noch jede Generation vor uns – und wenn das nicht so wäre, dann gäbe es keinen Fortschritt in der Welt.

Wir freien Gewerkschafter sind die letzten, die das bestreiten wollen. Wir glauben an die Jugend, wir brauchen die Jugend, und darum haben wir Euch gerufen. Durch Euer Kommen gebt Ihr uns die Bestätigung, daß wir auf dem richtigen Wege sind und die Gewißheit, daß die Gewerkschaftsbewegung jung geblieben ist und jung bleiben wird. Weil sie sich aus Euren Reihen ständig erneuert, kann sie ihre Aufgaben in der heutigen Welt erfüllen.

Unsere Gewerkschaftsbewegung hat in den letzten hundert Jahren in den Industrieländern der Welt gewaltige Erfolge erzielt und überall dafür gesorgt, das Los der schaffenden Menschen zu verbessern. Unser Kampf ist in starkem Maße auch der Jugend zugute gekommen. Wenn ich um mich herum lauter gesunde, kräftige, frohe und zuversichtliche junge Menschen sehe, so empfinde ich das als einen der schönsten und größten Erfolge der Gewerkschaftsbewegung. Ich denke dabei nicht nur an die Beseitigung der Kinderarbeit und den Jugendschutz, sondern an die allgemeine Verbesserung der sozialen Verhältnisse. Man braucht ja nur zum Beispiel eines der Bücher des englischen Schriftstellers Dickens zur Hand zu nehmen, um zu sehen, unter welcher traurigen Bedingungen, in welchem Elend die Jugend der Arbeiterklasse vor hundert Jahren in dem damals fortschrittlichsten Land Europas aufwachsen mußte. Man muß gelegentlich ein solches Buch lesen, um zu begreifen, welchen Weg die organisierte Arbeiter-schaft seit jenen Tagen zurückgelegt hat.

Wir sind stolz auf diese Erfolge unserer Gewerkschaftsbewegung, aber wir dürfen uns nicht mit ihnen zufriedengeben. Unsere Rolle ist noch längst nicht ausgespielt: ungeheure Aufgaben liegen noch immer vor uns. Wohl ist das schlimmste materielle Elend in den meisten Industrieländern beseitigt, wohl hat die Arbeiterklasse die politische Gleichberechtigung errungen, aber von einer wahrhaft gleichen Verteilung der Früchte der Arbeit, von einer echten wirtschaftlichen Demokratie sind wir noch überall weit entfernt. Und was besonders die jungen Menschen angeht, so müssen wir darum kämpfen, daß sie überall die gleichen Entwicklungs-, Bildungs- und Aufstiegsmöglichkeiten haben. Das sind Ziele, für die es sich lohnt zu kämpfen. Wenn wir aber die Interessen der Jugend wirksam vertreten wollen, so brauchen wir auch möglichst aktive junge Menschen in unseren Reihen, damit wir im Namen der Jugend sprechen und ihr Recht fordern können.



Omer Becu (rechts) und Herbert A. Tulatz, stellvertretender Generalsekretär des IBFG, begrüßen einen mexikanischen Teilnehmer

Noch größer und schwerer sind die Aufgaben, die der Gewerkschaftsbewegung und der Jugend in den Entwicklungsländern der Welt gestellt sind. Es gilt, in diesen Ländern, in denen die Gewerkschaftsbewegung selbst noch jung ist, den arbeitenden Menschen die Stellung zu verschaffen und die Rechte zu sichern, die sich ihre Brüder in den Industrieländern mit solcher Mühe erkämpft haben. Es gilt, ihnen die Leiden und Nöte, aber auch die Irrwege und Umwege zu ersparen, die wir in Europa und Nordamerika nicht vermeiden konnten. Und es gilt schließlich, die Entwicklung, die in der industriellen Welt Jahrzehnte, ja Jahrhunderte gedauert hat, in einen Zeitraum von wenigen Jahren zusammenzudrängen, um den Vorsprung aufzuholen. Es ist vor allem die Jugend der Entwicklungsländer, der diese gewaltige Aufgabe gestellt ist. Und darum freue ich mich besonders, daß so viele junge Menschen aus Entwicklungsländern trotz der weiten Entfernungen und aller anderen Schwierigkeiten den Weg nach Wien gefunden haben und an diesem unserem Treffen teilnehmen.

Ich zweifle keinen Augenblick, sie werden in diesem Kreise, im Zusammensein mit jungen Menschen anderer Länder, sich davon überzeugen können, daß die inter-

nationale Solidarität, die brüderliche Verbundenheit der arbeitenden Menschen und vor allem der Jugend aller Länder keine Phrase und kein Lippenbekenntnis ist, sondern eine Tatsache und eine lebendige Kraft.

Wir brauchen diese Solidarität, wir sind in unserer heutigen Welt mehr auf sie angewiesen als je zuvor. Die Welt ist durch die Entwicklung der Technik und des Verkehrs so klein geworden, die einzelnen Länder sind sozusagen viel näher aneinandergerückt, durch den internationalen Handel sind ihre Interessen so stark miteinander verknüpft, daß die Probleme jedes Landes Weltprobleme geworden sind und nur im Weltmaßstab gelöst werden können.

Das gilt auch für die Probleme der jungen Gewerkschaften in den Entwicklungsländern. So sehr wir die Vitalität dieser jungen Bewegungen bewundern, so sehr wir überzeugt sind, daß es ihnen gelingen wird, die Anfangsschwierigkeiten, die unausbleiblich sind, zu überwinden und eine immer bedeutsamere Rolle in ihren Heimatländern zu spielen, so sind wir doch ebenso überzeugt, daß es unsere heilige Pflicht ist, sie mit all unseren Kräften zu unterstützen und ihnen bei der Bewältigung ihrer Aufgaben zu helfen.

Die Entwicklungshilfe ist eine der größten Aufgaben unserer Zeit. Sie ist nicht möglich ohne den tatkräftigen Einsatz der Gewerkschaftsbewegung und ihrer Jugend. Denn es kommt ja darauf an, daß diese Entwicklungshilfe im richtigen Geist und in der richtigen Form erfolgt, daß den Entwicklungsländern ohne Hintergedanken in uneigennütziger Weise geholfen wird. Und das bedeutet, daß sie von denjenigen geleistet werden muß, die tatsächlich vom Geiste internationaler Solidarität erfüllt sind. Wenn wir hier in Europa den Entwicklungsländern helfen wollen, so setzt das voraus, daß wir zunächst einmal, wie der Engländer sagt, im eigenen Hause Ordnung schaffen. Vor allem müssen wir alles beseitigen, was uns noch voneinander trennt, damit wir geschlossen vorgehen können. Das aber ist in erster Linie die Aufgabe der Jugend. Ihr jungen Menschen, die Ihr unvorbelastet seid, frei von all den Vorurteilen und Zwangsvorstellungen der älteren Generation, die durch die unglückseligen Kriege genährt wurden – Eure Aufgabe ist, zunächst dieses unser gemeinsames Vaterland Europa zu erneuern und zu einen und dann gemeinsam mit den jungen Menschen aller Länder zu kämpfen für eine bessere Welt – für Brot, Frieden und Freiheit für alle.

Der Jugendsekretär des IBFG, Franz Mrkvicka, im Gespräch





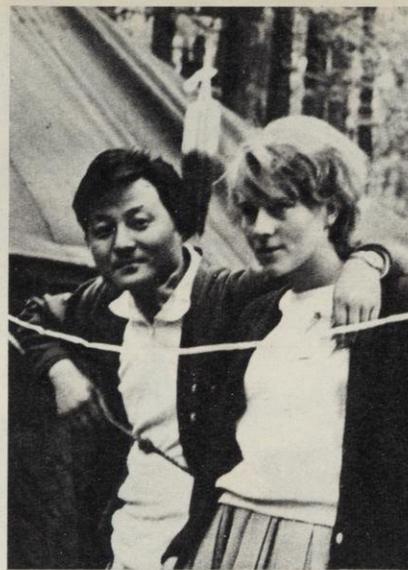
Vertreter aus vielen asiatischen Staaten nahmen am Jugendtreffen in Wien teil

Diskussionsstoff gab es genug





Almosen oder Partner- schaft?



Finnland

Auszug aus dem Referat
von Prof. Franz Senghofer
über Probleme der Entwicklungshilfe

Japan/Österreich

Schweden

Ich möchte hier auch sagen, daß mir zur wirtschaftlichen Entwicklungshilfe auch Kennedys Friedenscorps zu gehören scheint. Man ist sehr oft geneigt, die organisierten Gruppen der Entwicklungshelfer gering zu schätzen. Manche betrachten das als eine Art Spielerei, manche glauben, daß es abenteuerlustige Menschen sind, die einmal ein exotisches Land sehen wollen, andere glauben, daß sie auf naive Weise etwa dort den Eindruck erzeugen könnten: „Na, wir brauchen nur zu kommen, und es wird bei euch schon alles besser gehen.“ Darum geht es nicht.

Ich sehe das Friedenscorps, die freiwilligen Mitarbeiter in den Entwicklungsländern aus einer anderen Sicht, nicht nur aus dem Blickwinkel der Verständigung der Völker, ich sehe sie vor allem von der Seite her, daß gutwillige Menschen aller Erdteile an die Stelle bisher oft äußerst böswilliger Menschen in den einzelnen Ländern zu treten haben. Was heißt diese simple Formulierung? In vielen Entwicklungsländern haben Ausländer – vor allem Europäer – als Angehörige oder als Werkzeug der herrschenden Klasse Europas viel Unheil angerichtet und eine persönliche Haltung gegenüber diesen Völkern an den Tag gelegt, für die wir uns alle noch sehr lange zu schämen haben.

Wir freuen uns, wenn viele dieser Menschen diese Länder verlassen oder verlassen müssen. Aber wir übersehen auch nicht, daß dies zugleich in vielen Fällen eine Entblößung wirtschaftlicher Einrichtungen, öffentlicher Einrichtungen, von Menschen mit Führungsqualität, bedeutet. Gewiß muß an die Stelle dieser fragwürdigen Führung die Führungsgestalt des eigenen Volkes treten. Aber die eigenen Völker haben vielfach nicht die nötige Ausbildung dazu im Kolonialismus oder im Feudalismus gehabt, sie müssen diese Ausbildung jetzt mit dem Aufwand aller Mittel nachholen. Aber sie können ihre Länder nicht sofort von führungsfähigen Kräften entblößen, in der Situation, in der sie selbst ihren Nachwuchs an Führungskräften überraschend schnell und anerkannterwert gut hervorbringen, ist er doch noch zu gering.

Und in der Situation, in der jene Weißen, die in den Ländern praktisch nichts mehr zu suchen haben, abwandern, erscheint mir gerade die freiwillige Hilfeleistung gutwilliger Menschen anderer Kontinente für den Aufbau der neuen Länder von prinzipieller und wichtiger Bedeutung zu sein. Zusammengefaßt in einem Schlagwort: Alle Form der wirtschaftlichen Entwicklungshilfe muß, wenn sie wirksam sein soll, eine Hilfe für Selbsthilfe sein.

Nur die eigene Hilfe, nur die Selbsthilfe wird unsere Freunde in den Entwicklungsländern auf eine höhere wirtschaftliche Stufe bringen. Wir – die wirtschaftlich Entwickelteren – müssen ihnen dazu die Hand reichen und müssen ihnen dabei wenigstens ein wenig helfen, aber die entscheidende Aufgabe haben sie zu leisten.

Gestatten Sie jetzt noch einige Bemerkungen zur geistigen Entwicklungshilfe. Ich halte mich da sehr korrekt an Formen der geistigen Ent-

wicklungshilfe. Eine beliebte und sehr ursprüngliche Form war die Einladung junger Kräfte aus den neuen Ländern in die europäischen oder amerikanischen Länder. Die Form der geistigen Entwicklungshilfe hat ihre Problematik. Viele unserer Freunde, die aus den neuen Ländern in die entwickelten Länder kommen, glauben manchmal fälschlich, man müsse die Entwicklung der europäischen oder der nordamerikanischen Länder anschauen, sie studieren und könne dann ungefähr den gleichen Entwicklungsweg auch in ihren Ländern versuchen. Das ist zweifellos eine Täuschung.

Die verschiedenen Kontinente und Länder sind verschiedene Wege der Entwicklung gegangen; industriell und agrarisch hochentwickelte Länder können eigentlich kein Muster für Entwicklungsländer sein. Man kann die Methoden der Entwicklung studieren, aber man muß die Methoden geistig auf die eigenen Verhältnisse übertragen. Nur dann hat die Form der geistigen Hilfeleistung einen Nutzen. Trotzdem halte ich es für falsch, wenn auch Gewerkschafter immer wieder sagen, es sei unrichtig, zu viele Kollegen aus den Entwicklungsländern einzuladen, weil sie hier einen falschen Blick bekommen, weil sie hier von falschen Voraussetzungen ausgehen müssen. Ich glaube, daß die erste Phase von Einladungen der Kollegen aus den Entwicklungsländern eine große psychologische Bedeutung gehabt hat.

Es hat sich auch in den Kreisen der Gewerkschaftsfunktionäre aus den Entwicklungsländern zumeist um Menschen gehandelt, die der Zeit des erst jüngst überwundenen Kolonialismus nicht den Status eines Menschen in diesen unterdrückten Ländern besessen, sondern die erst durch ihre Freiheit, durch ihre nationale Revolution ihr Menschentum gewonnen haben. Und dieses junge Menschentum, das im Kolonialismus oft mit Füßen getreten wurde, braucht Ermunterung, es braucht Selbstvertrauen, es braucht Selbstsicherheit. Und dieses Selbstvertrauen in der großen Aufgabe zu gewinnen, haben die Einladungen dieser Kollegen in entwickelte Länder ihren tieferen Sinn.

Voraussetzungen

Die zweite Grundform der geistigen Entwicklungshilfe ist die Entsendung von Beratern in die Entwicklungsländer. Berater können in den Entwicklungsländern großen Nutzen stiften, sie können aber auch großes Unheil anrichten. Ich bin gern dankbar, wenn die Kollegen der Kontinente Asien, Afrika und Lateinamerika diesen meinen Standpunkt eventuell korrigieren oder ergänzen, aber lassen Sie mich den europäischen und auch amerikanischen Kollegen sagen: Berater in den Entwicklungsländern zu sein, erfordert meiner Auffassung nach vier unabdingbare Voraussetzungen: **Ein warmfühlendes Herz. Ein Mensch, der in Entwicklungsländer geht, um dort zu arbeiten, muß Liebe für diese Menschen mitbringen. Er muß innerlich erfüllt sein**



Costa Rica

Italien



Mexiko

Gambia





Nigeria



Bundesrepublik



Algerien



Holland

von seiner Mission, er darf kein Routinier sein.

Er muß, um gut wirksam sein zu können, möglichst gute Kenntnisse des Landes, seiner Sitten und Lebensbedingungen der Bewohner haben. Er muß vorher viel lernen, und er muß auch im Land viel lernen. Nur wenn wir die Menschen verstehen, können wir ihnen Ratschläge geben, deren Annahme bei ihnen immer liegt. Ein Entwicklungshelfer in einem Land müßte Ethnologe sein, Psychologe, Soziologe, Ökonom, Sozialpolitiker und Organisations-techniker.

Sie sehen also, daß an ihn größte geistige und psychische Anforderungen zu stellen sind. Im gegenwärtigen Stadium halte ich in der geistigen Entwicklungshilfe folgende Aufgabe für außerordentlich wichtig, auch im Zusammenhang mit der Gewerkschaftsbewegung: die Förderung der Errichtung von allgemeinen Volksbildungs- und von speziellen Arbeiterbildungszentren in den einzelnen Ländern, Städten und Distrikten. Das Schulwesen der unterentwickelten Länder ist bereits in Entwicklung begriffen, obwohl auch hier die Hilfeleistung sehr notwendig ist. Aber neben dem allgemeinen Schulwesen, das die Kinder erzieht, brauchen wir einen Elementarunterricht für den größten Prozentsatz der Erwachsenenbevölkerung.

Ich weiß aus dem Mund verschiedener Kollegen, etwa jüngst wieder aus dem Mund des Kollegen Scherzel, der in Nigeria für den Internationalen Bund Freier Gewerkschaften tätig ist, daß oft mit für uns Europäer sehr bescheidenen Mitteln an Stellen, an denen einheimische Lehrkräfte von Qualität bereits vorhanden sind, ein Volksbildungs- oder Arbeiterbildungszentrum gegründet werden könnte, das in der geistigen Entwicklungshilfe auch für den arbeitenden Menschen ein wichtiger Faktor wäre. Ich bin überzeugt, daß es viele Gegenden gibt, in denen einheimische Führungskräfte vorhanden sind. Ich bin auch überzeugt, daß es in Europa und Amerika viele Gewerkschaften, Sektionen, Fachgruppen, Lokalorganisationen, Betriebsorganisationen gibt, die gerne bereit sind, eine Partnerschaft für geistige Entwicklungshilfe für Volks- und Arbeiterbildung zu übernehmen. Aber sie wissen sehr oft nicht, wo.

Partnerschaften

Und ich rede da hier konkret an: Der Internationale Bund Freier Gewerkschaften möge, ob das nun das Jugendsekretariat, das Bildungssekretariat oder eine internationale Stelle ist, eine Vermittlungsstelle einrichten, die den Kollegen aus den Entwicklungsländern gestattet, solche Förderungen von Volks- und Arbeiterbildungszentren anzumelden und die den Organisationen der entwickelten Länder gestattet, sich an einer solchen Stelle zu erkundigen, wo Bedarf ist und wo eine Partnerschaft hergestellt werden könnte. Durch entsprechende Mitteilungen an die angeschlossenen Organisationen ist zu trachten, die

Partner für diese Sparte der geistigen Entwicklungshilfe zu mobilisieren. Wir müssen auch mithelfen, Fachleute auszubilden. Geschätzte Gewerkschaftskollegen, es ist nicht immer so, daß man als Gewerkschafter in seinem Land bleiben soll, um nur am Aufbau der Organisation mitzuhelfen, sondern daß es sehr oft auch notwendig ist, daß die Kollegen aus den Entwicklungsländern durch ein Auslandsstudium, einen juristischen Fachreferenten, einen ökonomischen Fachreferenten, einen sozialpolitischen Fachreferenten gewinnen, als auch diese Form der Förderung sollten sich die dazu geeigneten Organisationen angelegen sein lassen.

Diese geistige Selbsthilfe scheint mir zumindest gleich wichtig mit der wirtschaftlichen Hilfe, wenn sie nicht vielleicht auf Sicht sogar wichtiger ist.

Ich möchte mich hier wieder an die Kollegen der entwickelten Länder mit einer Bemerkung wenden. Man hört manches Mal hier in Europa auch von Gewerkschaftskollegen: „Ja, die Mittel der Entwicklungshilfe gelangen nicht immer in die richtigen Hände, es gibt unter den farbigen Führern Menschen, in deren Taschen zum Teil Entwicklungshilfe fließt oder die durch unverständliche Allüren diese für ihren persönlichen Luxus in Anspruch nehmen.“ Als bei uns, vielleicht vor einem Jahr, durch die Zeitungen jene berühmte Nachricht gegangen ist, daß die Frau eines ghanesischen Ministers in London unbedingt ein Bett aus purem Gold kaufen wollte, haben bei uns viele Leute gesagt: „Und dafür geben wir Entwicklungshilfe, daß eine Ministergattin in einem goldenen Bett schläft.“ Ich bitte Sie zu verstehen, daß derartige Vorkommnisse viel Schaden bewirken. Aber ich möchte an die Kollegen der Entwicklungsländer in diesem Zusammenhang doch zwei Mahnungen richten: Bedenkt eines, daß etwa in Afrika die Stammesrepräsentation auf den Stammeshäuptling vereint hat. Daß die glanzvolle Führungsgestalt in diesen Ländern eine andere Rolle spielt als bei uns in Europa, und daß die Völker und Stämme dieser Länder sehr oft einen gewissen Luxus der Führungsschicht nicht als etwas Negatives betrachten, sondern als Zeichen ihrer Größe und Würde, die ihnen gebührt und die sie notwendig haben. Wir sollten das nicht übersehen. Und wir wollen zweitens nicht übersehen, daß auch die großzügige amerikanische Wirtschaftshilfe nach dem zweiten Weltkrieg hier in Europa durchaus nicht immer in die richtigen Taschen gelangt ist, daß ein Gutteil davon in besitzende Kreise eingeflossen ist, von denen wir nicht der Meinung waren, daß sie die Notwendigkeit einer wirtschaftlichen Entwicklung gegeben haben. Also auch hier, in jedem Wirtschaftssystem, in dem das Geld eine Rolle spielt, gehen Hilfeleistungen zum Teil auch in Nebenkanäle oder in falsche Kanäle, aber es wäre absolut unrichtig, daraus eine prinzipielle Unrichtigkeit der Hilfeleistung abzulehnen.

Fotos: Udo Hoffmann

hr u
jung
eur
Dies
at ih
ie au
mau
n od
n L
Ta

änd
ng g
cher
Must
n d
ab
gene
die
utze
es s
twic
eine
er vo
isse
adur
glä
utur

ewer
gslä
die
Kol
nen
so
ih
n g
che
en g
rauc
verhe
roße
unge
ihre

twic
ern
n de
tiffe
chte
n d
merik
korr
sch
ung
ssun
en:
n, d
ort z
che
sel



Österreich

USA



Westafrika

Südamerika







◀ Caterina Valente und Gus Backus waren die Stars bei der Veranstaltung „Musik kennt keine Grenzen“



▲ Natürlich auch Twist

Fotos: Udo Hoffmann

◀ Solo für die Liebste





◀ Und sich zu finden, das war ihr Sinn
Fotos: Udo Hoffmann



... und ich fühle mich hier sehr wohl!
Mit Hilfe des Wörterbuches ▶





Große Abschlußveranstaltung des 1. IBFG-Weltjugendtreffens am Abend des 18. Juli 1963





Liebe Freunde!

Ich bin jetzt eine Stunde lang durch Euer Lager gewandert und habe dabei das nachempfunden, was Ihr in diesen Tagen erlebt habt.

Als einer, der selber die größte Bereicherung seines Lebens durch die Arbeiter-Jugendbewegung erfahren hat, weiß ich, was dieses große Händereichen junger Menschen aus einem halben hundert Länder und aus allen Kontinenten unseres Planeten bedeutet. Da habt Ihr hier zusammen gelebt, junge Leute aus den reichen Staaten Europas und Nordamerikas, in denen die Leute viel mehr in den Fabriken erzeugen, als sie konsumieren können, in denen die Speicher und Scheunen übergehen von dem, was die Erde zu geben vermag, in denen die Demokratie aus Arbeitssklaven selbstbewußte Arbeiter gemacht hat; und sie sind begegnet jungen Menschen aus Ländern, die erst vor wenigen Jahren ihre Selbständigkeit errungen haben, aus Ländern, in denen die Menschen heute noch um die einfachsten Lebensrechte kämpfen müssen, aus Ländern, in denen die Kargheit groß und die Armut drückend ist.

Dieses Lager ist wie eine Verheißung einer großen Zukunft, und wenn Ihr von hier weggeht, so sollt Ihr Euch geloben mitzuhelfen, daß diese Zukunft Wirklichkeit wird und daß sie verwirklicht wird in Eurem Leben.

Und so ein Wort an diejenigen unter Euch, die aus diesen neuen Staaten zu uns gekommen sind, aus diesen Ländern, in denen das Leben so schwer und das Sterben so leicht ist.

Ihnen möchte ich sagen, daß es vier Kilometer von hier entfernt vor etwas mehr als 60 Jahren ein Elend gegeben hat, das für Menschen, die heute in modernen Gartenstädten und lichten Wohnungen leben, geradezu unvorstellbar ist. Bis zu 70 Menschen haben damals dort in einem Raum gelebt, sind auf altem, elendem Stroh Körper an Körper gelegen, und mehr als einmal kam es vor, daß Frauen unter diesen jammervollen Bedingungen entbinden mußten.

In einer sozialistischen Zeitung von damals stand zu lesen, daß die Menschen, die dort schliefen, unter dem Kopf einen Haufen Kohle hatten und daß sie sich mit ihrem Rock nur notdürftig zu decken konnten. „Wer sich Bretter oder Ziegel als Kopfpolster nimmt, ist in Gefahr, geprügelt zu werden, wenn er erwischt wird. Aber diese Schlafstätten, so schändlich sie sind, sie sind doch ein viel beneideter Unterstand für die armen Obdachlosen. Ein Schandmal unserer Zeit ist es, das wahre Kainszeichen der brüdermordenden Gesellschaft. Gendarmen, die Parteiführer, Wächter mit Stöcken und Hunden kommen „revidierend“. Wehe dem Unglücklichen, der dies Obdach benützt hat, ohne durch Frondienst für die Gesellschaft dafür bezahlt zu haben. Dreimal wehe dem Arbeiter, der entlassen wurde und sich noch dort befindet. Unter grausamen Prügeln, Peitschenhieben und Beschimpfungen werden sie hinausgetrieben.“

Und zu diesen Menschen kam eines Tages ein junger Arzt als Gewerbeinspektor. Eine Frau stürzte auf ihn zu und beschwor ihn: „So helfen Sie uns doch, Herr Doktor!“

Und er erwiderte: „Leute, Euch kann kein Doktor helfen.“ Es war Dr. Viktor Adler. Und er ging hin und gründete die österreichische Arbeiterbewegung. Er hat die Arbeiter gelehrt, daß sie sich nur durch ihren Zusammenschluß helfen, daß nur sie selber ihre Lebensbedingungen ändern können. Und das ist auch die große, die tragende Idee der Gewerkschaftsbewegung, die der brüderlichen Solidarität.

Sie ist heute die mächtigste internationale Bewegung, die wir kennen, und Ihr hier seid ihre jungen Abgesandten.

Heute geht alles rasch: Wozu wir 70 Jahre gebraucht haben, das kann heute in zwei Jahrzehnten bewältigt werden. Nehmt von hier den Mut und die Zuversicht mit, die Euch die Kraft und den Willen geben sollen, das große Werk der Solidarität zu vollbringen.

Fotos: Udo Hoffmann 2 / Keystone 1



Ruhfestspiele 1963

Zu einem Höhepunkt, bei dem sich der Begriff „Festspiele“ zwingend eingestellt hätte, kam es im letzten Drittel nicht mehr. Man kann natürlich in Shakespeares Heinrichs-Dramen allerlei an überzeitlicher Bedeutung hineininterpretieren, aber die Wahrheit ist doch, daß unsere Theater nach Stücken dieser Art nur greifen, weil Rollen darin sind, Braurollen für Schauspieler, denen man dergleichen schuldig ist. In „Heinrich IV.“ ist Sir John Falstaff die große Rolle. Dieser Auf- und Beutelschneider tritt aber auch in den „Lustigen Weibern von Windsor“ auf, und wenn man im Düsseldorfer Schauspielhaus der Meinung war, man müsse Ewald Balsler als Falstaff herausbringen, hätte es weit kurzweiliger und wirksamer in diesem Lustspiel geschehen können als in der langweiligen Geschichte von dem jungen Prinzen von Wales, der zuerst ein Tunichtgut ist und dann über die Bürde der Krone zum Manne reift. Kommt hinzu, daß die Zusammenziehung der beiden Teile zu einem Stück den dramatischen Aufbau aufhebt und einen ermüdenden historischen Bilderbogen übrigläßt. Den hat Stroux mit der Bizepsregie, die man von ihm kennt, gewaltsam interessant und effektiv zu machen versucht, aber das machte die Sache nur noch schlimmer. Jetzt wurde das Langweilige auch noch peinlich. Wenn Nicole Heesters als das Hürchen Dortchen Lakenreißer sich minutenlang in einen Kübel übergeben muß, wenn Werner Dahms als Prinz Heinrich seinen Vater dergestalt imitiert, daß er Minettis bellende Sprechweise nachahmt – Minetti spielte den König –, dann ist nicht nur die Grenze des guten Geschmacks, sondern die des einer Bühne von Rang Erlaubten überschritten. Ewald Balsler war ein Falstaff, wie er sein muß. Seine stärksten Augenblicke hatte er am Schluß, wo aus dem Bramarbas auf einmal ein armer alter Mann wird. Um ihn herum gab es die obligaten Figuren, fast alle zu bilderbogenhaft. Minetti bemühte sich umsonst um Königstragik. Ein überaltertes Ensemble strapazierte sich um die vom Regisseur gewollte vitale Drastik. Es wurde meist nur Krampf daraus.

Claudels freie katholische Version der Columbus-Historie ist, wie die meisten Stücke dieses Franzosen, im Grunde kein dramatisches Werk, sondern eine lyrisch-epische Dichtung, die mit szenischen Mitteln, mit Musik und Pantomime zum wirksameren Vortrag gebracht wird. Für diesen Vortrag hat Jean-Louis Barrault, der das Werk vor einem Jahr für die

Essener Bühne inszenierte, eine Form gefunden, die über dem Vergnügen am Zauber der Szene den Vorwurf vergessen ließ. Aber so eine Hochform läßt sich nicht konservieren und ohne Zugriff des Regisseurs auch nicht wiederfinden. Was in Recklinghausen gezeigt wurde, war provinziell, war matt und ließ prompt die Ungereimtheiten und Schwächen des Werkes heraustreten. Hier und da schimmerte einmal etwas vom Glanz der Barraultschen Arbeit durch, und dem Ensemble ist zu bescheinigen, daß es tat, was es konnte.

Die Märchenkomödie des Russen Jewgeni Schwarz ist 1947 von Gründgens in Berlin inszeniert und damals laut gepriesen worden. Nicht zu Unrecht, denn das Stück bringt in der lebenswürdigen Form des Märchens vielerlei tiefe Bedeutung, die freilich – das Stück entstand noch unter Stalin – kunstvoll verschlüsselt ist. Nun ist aber nichts so schwer – man erlebt das alljährlich um die Weihnachtszeit –, als ein Märchen zu inszenieren. Das will mit der Leichtigkeit, die nur die Größten auf die Bühne bringen, im besten Sinne „gespielt“ werden. Das brachten die Kölner unter Rudolf Steinboecks Regie nicht zuwege, sie spielten eine märchenhaft verkleidete Komödie, kein Märchen. Sie machten das nett, und zeitweilig hatte das Publikum auch sein Vergnügen daran; aber als es allzulang dauerte, wurden viele des Naivseinmüssens müde und waren dann auch nicht mehr bereit, die Hintergründigkeiten aufzunehmen.

Die Ruhrfestspiele 1963 gehören nicht zu den Marksteinen in der Festspielreihe. Es mag gute und praktische Gründe gegeben haben, einmal die Bühnen aus Nordrhein-Westfalen – von denen die meisten übrigens auch sonst nach Recklinghausen und Umgebung kommen – die Ruhrfestspiele bestreiten zu lassen. Aber so etwas kann man nur einmal machen. Wenn die Ruhrfestspiele nicht endgültig zu einem Lokalereignis, zu Recklinghäuser Theaterwochen werden wollen, müssen sie, wenn sie schon das Schwergewicht beim Theater lassen wollen, auf Höhepunkte, auf Ungewöhnliches aus sein. An den „Prozeß“ mit Gründgens, an „Wir sind noch einmal davongekommen“ denkt man heute, nach mehr als zehn Jahren noch. An die Aufführungen dieses Jahres wird man sich im Jahre 1973 ganz gewiß nicht mehr erinnern.

Cato

Auf den ersten Blick scheint die Umwelt den Dichter für überflüssig anzusehen, auf den zweiten Blick scheint sie ihn abzulehnen. Überflüssig, weil er im Getriebe des Alltags nicht benötigt wird. Der Chirurg wird benötigt, der Architekt, der Zahnarzt, der Redakteur, Krankenhausschwester und jedwedes „Personal“. Von den inzwischen vorsichtig umworbenen Handwerkern einmal nicht zu reden. Der Dichter scheint der Entbehrlichste unter ihnen.

Umgekehrt mutet den Dichter diese unermülich beschäftigte Umwelt zuweilen an, als sei sie von einer Verdammung befallen, von einem Fluche behext. Wenn er durch die Straßen der großen Städte kommt, nimmt er von allen Seiten tosenden Lärm und gehetztes Dahinrasen wahr; sein Amt, hat der Dichter erfahren, ist, im Gegensatz dazu, nur in der Stille auszuüben, in der ungestörten Besinnung. Verweilen, um zu schauen, ist der Beschleunigung unzugänglich. Auch das Aufnehmen von Dichtung ist weder im Lärm noch in der Geschwindigkeit möglich. Der zermürbende Lärm und die zunehmenden Geschwindigkeiten einer hochindustrialisierten Gegenwart scheinen den Dichter abzuweisen und sein Ansinnen zu widerlegen.

Die Ablehnung einer geschäftigen Umwelt richtet sich in erster Linie gegen seine mangelnde Tüchtigkeit, seinen angeblichen Müßiggang und seinen Hang zu unergiebigem Träumen.

Nicht auf allen Breitengraden des Planeten wird die schiere Tüchtigkeit so geschätzt wie auf jenen, die unseren Kontinent durchziehen. Zu seiner Entmutigung sieht sich der Dichter nicht imstande, an ihr teilzunehmen. Es ist ihm versagt, am Schreibtisch, vor dem stillen weißen Papier, mit unerbittlichem Fleiß zu träumen, mit rastloser Tüchtigkeit über das Los der Sterblichen nachzusinnen oder mit wilder Energie Anmut, Zauber und Vollkommenheit der dichterischen Sprache zu erreichen. Träumen, Sinnen und Dichten bleiben dem puren Leistungswillen unzugänglich. Und Muße ist, wie wir wissen, nicht die Pause zwischen zwei Arbeitsvorgängen, sondern ein unbeabsichtigtes Verhalten, ein Verweilen ohne Antriebsziele, eine dem Dichter eigene, den Tag und die Stunde nicht nützende Aufmerksamkeit. Mitten in dieser Brandung tosender Tüchtigkeit muß uns der Dichter als Nichtstuer erscheinen. Seine in den Anfängen meist unbekannt, weil noch nicht veröffentlichte Beschäftigung kann daher nur als ziel- und zwecklos empfunden werden. Indessen –, wie verhält es sich nun mit dieser ihn so entmutigend umbrandenden Umwelt? Kennt sie ihre unablässig verfolgten Ziele? Der Dichter Jacques Audiberti machte uns auf diese Frage aufmerksam. „Ich bewundere Technik, Wissenschaft und Fortschritt“, sagte er. „Aber sie wissen nicht, wohin sie führen. Der Dichter weiß es auch nicht, aber er behauptet auch nicht, es zu wissen.“

Der Dichter hat diese Umwelt nicht erschaffen. Er findet sich darin vor. Er betrachtet sie mit unvermindertem Erstaunen. Er beschließt, für wahr zu halten, daß der Mensch, woher auch immer, angelegt sei, das Tiefste zu empfinden und die Vollkommenheit zu erfassen. Indessen sieht er den Menschengefährten in seiner Mehrzahl damit beschäftigt, für sein Auskommen zu sorgen und um des Gewinnes, nicht um der Wahrheit willen, einander zu übervorteilen.

Dieser kommerziell geprägten Umwelt waren die Dichter seit jeher abgeneigt. Dem Besitz, den mündelsicheren Anlagen setzten sie ihre Empfindungen entgegen, ihre Träume, die Mühen um das Werk. Man kann sich Hölderlin nicht gut als Großgrundbesitzer vorstellen, Keats, Poe, Trakl nicht gut mit Aktienmehrheiten.

„Das naive Wesen des Dichters versteht es nicht, Vorteile aus handwerklicher Tätigkeit zu ziehen“, sagt Audiberti. „Jeder Mechaniker ist ihm überlegen.“

Geschichtlich gesehen, ist der Dichter für seine Umwelt meist noch gar nicht vorhanden. Er existiert nicht in der Gegenwart, die man später vielleicht einmal seine Epoche nennen wird. Er nimmt es auf sich, in einer Zeit zu wirken, die es noch nicht gibt. Was ermutigt ihn dazu? Nicht der Ungeschmack einer geschäftigen Menge. Nicht die Nachrichten über die letzten Raketengeschwindigkeiten. Das Vorbild, das Vermächtnis einiger wenigen Einsamen, „einzelne, tiefsinnige Naturen“, wie Clemens Brentano sie nannte, die den Makel des Außenseitertums zu ertragen wußten oder daran scheiterten.

Für Juristen, Mediziner, Historiker, Physiker, Astronomen stehen erprobte Ausbildungsstätten zur Verfügung. Kunstakademien bilden den künstlerischen Nachwuchs heran, Musikschulen. Für den Dichter gibt es als berufliche Laufbahn nur die Illegalität.

„Die Poesie steht nicht häufig in Ehren“, sagt Saint-John Perse, der Nobelpreisträger, „Schuld daran ist die Entfremdung, die zwischen dem dichterischen Werk und dem Tun und Treiben einer von materiellen Interessen beherrschten Gesellschaft anzuwachsen scheint. Eine Kluft, die der Dichter nicht beabsichtigt hat, doch hinnehmen muß und die für den Gelehrten die gleiche wäre ohne die Nutzenanwendung der Wissenschaft.“

Eine Nutzenanwendung ist der Dichtung wesensmäßig versagt. In den Diktaturen erwartet man vom Dichter die poetischen Beiträge zur befohlenen Staats-Ideologie. Weigert er sich, wird er zum Verstummen gebracht. Fügt er sich, ist seine Existenz gesichert, sein literarischer Aufstieg fraglos. Was nach solcher Unterwerfung und Anpassung an literarischem Schaffen entsteht, wird nur noch dem Namen nach etwas mit Dichtung zu tun haben. Poesie bedeutet heute auch dichterische Weltkritik und schließt die Selbstkritik mit ein. Der keiner Staatsmacht unterworfenen Dichter bleibt seinen künstlerischen Zweifeln und seinem künstlerischen Gewissen verantwortlich. Wann immer er dadurch in Not gerät, wird er diesen Wissensweg zu Ende gehen. Unnötig, aufzuzählen, welche Dichter noch in den letzten Jahrzehnten in die Verbannung gingen.

„Hingabe an die Dichtkunst“, sagt der amerikanische Dichter Archibald MacLeish, „ist kein hinreichender Grund, sich der menschlichen Welt der Tragik und Entscheidung zu versagen. Im Gegenteil, gerade die Hingabe an die Dichtkunst zwingt uns unausweichlich dazu, diese Welt auf uns zu nehmen. Denn wenn auch keine äußere Gewalt, weder Regierung noch Verordnung, weder Staat noch Kirche einem Dichter rechtens befehlen kann, was er empfinden soll, so wird ihm doch seine Kunst selbst sagen, wie er empfinden muß.“ Der „vogelfrei“ lebende Dichter außerhalb der Diktaturen kann indessen durch äußere und innere Misere in einen Seelenzustand getrieben werden, der seiner Leistung nur schaden muß. Not, Mangel an Anerkennung, Einsamkeit ohne Widerhall sind nicht in jedem Falle ein fruchtbares „Stilprinzip“. Und der Dichter als freier Schriftsteller entgeht oft nicht der Gefahr, durch Hervorbringung erwerbsbedingter Gebrauchsliteratur die Unbedingtheit seiner schöpferischen Anlagen zu trüben.

Wo gehört der Dichter hin? Er scheint nirgends hinzugehören in dieser Umwelt der vorgesehenen und benötigten Plätze vom Minister bis zum Polizisten. Sein Platz bleibt zwischen den Plätzen, und im Grunde gehört er überall hin. Das, was man die dichterische Aufmerksamkeit nennen könnte, diese Weltaufmerksamkeit, entsteht nicht in Spezialbeschäftigungen, nicht in Fachgebieten. Sie kann, im Gegensatz hierzu, mit folgenden fünf Worten am unmittelbarsten gekennzeichnet werden: Den Dichter geht alles an.

Ernst Kreuder

Die Brücke

**Wenn du die neue Brücke betrittst,
wirf die Zigarette nicht weg
und stolpere nicht, gib acht
auf die Zündschnur unter dem Staub!**

**Siehst du den Riß im Stein,
im Pfeiler den Sprung?**

**Der Sprengstoff wurde miteingebaut
wie früher die Rolle des Stifters,
der Bibelspruch und der Segen des Bischofs.**

Wolfgang Bächler

? So etwas tut man doch nicht

Von Bhischam Sahni

Als nach drei Tagen unermüdlicher Suche Babu Ram Gopal seiner nun schon sehr nervösen Frau einen möglicherweise verwendbaren Diener ins Haus brachte, bekam sie einen Tobsuchtsanfall. Von ihrem erhöhten Sitz auf der Bettstatt ließ sie den Blick kurz über den Diener gleiten und wandte sich ab.

„Wo hast du diesen Orang-Utan her?“ flüsterte sie. „Wird er zur Arbeit zu brauchen sein oder werd' ich mich selbst zu Tode räkern und ihn vor Gästen und Besuchern verbergen müssen?“

Um vom Diener nicht verstanden zu werden, antwortete Babu Ram Gopal auf Englisch: „Weißt du, was er für einen Lohn verlangt? Kaum zwölf Rupien. Wo bekommst du sonst eine so billige Arbeitskraft für den Haushalt?“

„Seine Arbeit wird auch nicht mehr wert sein, dessen kannst du sicher sein“, erwiderte, sich ebenso des Englischen bedienend, die Frau des Hauses.

„Das weiß ich nicht“, sagte Babu Ram Gopal unverbindlich. „Er ist neu in der Stadt, kommt frisch aus dem Dorf.“

Frau Ram Gopal fuhr wieder auf. „Also werde ich ihn erst anlernen müssen! Jedenfalls“, fuhr sie fort, „sei so gut und halte Ausschau nach einem anderen Diener. Ich werde ihn hinauswerfen, sobald ich einen besseren habe.“

Babu Ram Gopal ging in sein Zimmer. Die Frau erhob sich und begann den Diener auszufragen. Er hieß Hetu und kam aus einem Dorf in der Nähe von Simla. Seine flache Nase, die niedrige Stirn, die unregelmäßigen Zähne, die plumpen Hände und die kurzen Beine genügten, um Frau Ram Gopals anfängliche Ablehnung zu rechtfertigen. Nachdem sie das Verhör beendet hatte, richtete sie den Zeigefinger wie eine Pistole auf Hetus Brust und sagte: „Und jetzt paß auf! Wenn du das geringste hier anrührst oder stiehst, marschierst du direkt ins Zuchthaus. Bei mir arbeiten heißt: auch für die kleinste Münze Rechnung legen.“ Hetu begann zu arbeiten. Seine Häßlichkeit war offensichtlich, aber nun zeigte sich, daß er auch ungeschickt und dumm war. Seine groben Hände erwiesen sich als den Gläsern verhängnisvoll; die Vorhänge waren fleckig; im ganzen Hause herrschte Unordnung, und die Hausfrau pflegte ihm täglich einigemal zu kündigen. Aber Hetu hatte einen kräftigen Rücken und eine dicke Haut: er blieb. Ram Gopals Suche nach Ersatz wurde immer nachlässiger. Hetu war dumm und häßlich, kein Zweifel, aber er aß nur zweimal am Tage, und sein Monatslohn war nur zwölf Rupien, und was er zerbrach, wurde ihm vom Lohn abgezogen.

So wurden aus Tagen Wochen. Hetus Kleider wurden immer schmutziger und zerlumpt; seine Haut wurde gröber und dunkler; allmählich verwandelte sich der bäurische Tölpel in einen Lumpenproleten. Nachdem so drei Monate vergangen waren, beging die Hausfrau einen Fehler. Man sagt, ein Mann stehe der Kleinlichkeit einer Frau hilflos gegenüber, die Natur aber werde mit ihr fertig. Babu Ram Gopal, der Hausherr, hatte ein Söhnchen von bald vier Jahren; dem Brahmanenbrauch gemäß würde man ihm bald eine Tonsur schneiden müssen. Die Vorbereitungen zu dieser Zeremonie wurden mit großer Begeisterung getroffen, und die Liebe zu ihrem Kinde lenkte die Aufmerksamkeit der Hausfrau von den Vorräten und der Speisekammer auf das Kinderzimmer ab, von Mehl, Hülsenfrüchten und geklärt Butter zu farbigem Spielzeug und Kleidern. Sie bestellte einen Baldachin und eine Musikkapelle, lud Freunde der Familie und Verwandte ein und machte sich auch sonst genug zu schaffen. Und so hing der Schlüsselbund schließlich immer seltener an ihrem Gürtel und war immer öfter in Hetus Händen. Schließlich brach der große Tag an. An der Tür erklang festliche Musik; Freunde und Verwandte trafen in Kraftwagen und Tongas ein und brachten Geschenke für das Kind. Blumen

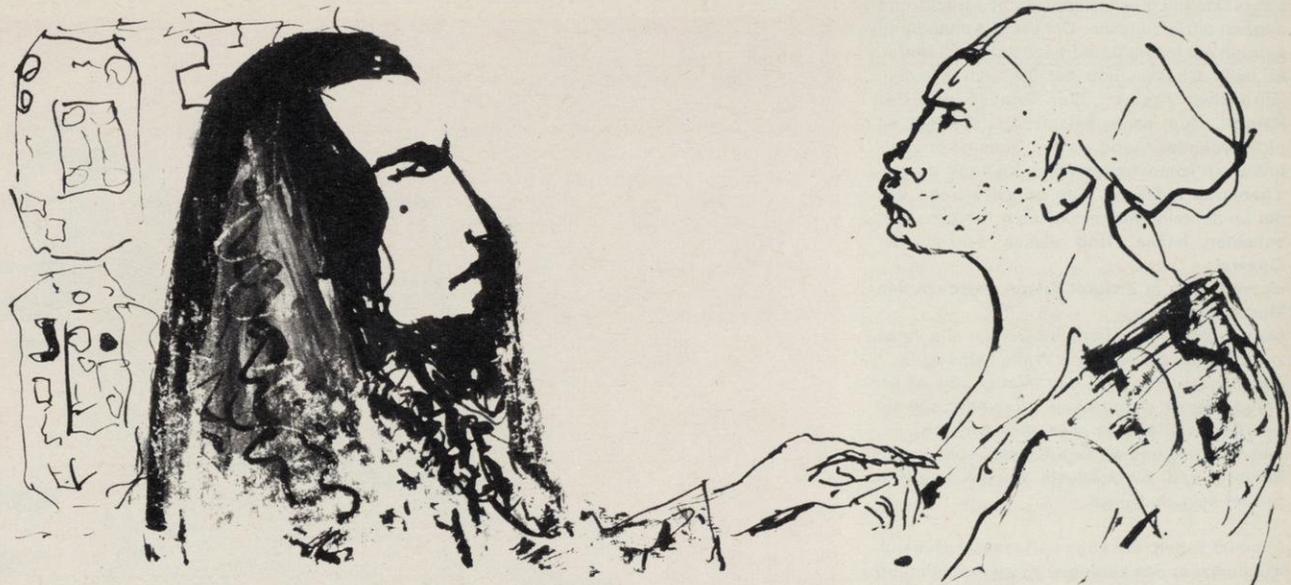
und Armleuchter, und das Lachen der vielen Menschen schienen das Haus verwandelt zu haben. Der Herr und die Herrin waren so beschäftigt, daß sie vergaßen, sich den Schweiß von der Stirne zu wischen. Und während das alles geschah, tauchte von irgendwo Hetu auf und ging schnurstracks auf Ram Gopal zu. „Ich bitte um Urlaub, Herr, ich muß sofort nach Hause.“

Babu Ram Gopal, der in diesem Augenblick gerade an der Tür Gäste empfing, war von Hetus unzeitgemäßem Verlangen wie vom Donner gerührt. „Was ist denn geschehen?“

„Ich werde zu Hause dringend gebraucht, Herr. Ich muß sofort Urlaub haben, bitte!“

„Urlaub! Ausgerechnet heute soll ich dir Urlaub geben?“ Der Hausherr kochte plötzlich vor Zorn über. „Aus meinen Augen! Du bekommst keinen Urlaub! Geh und mach dich an die Arbeit! Wie unterstehst du dich, vom Heimgehen zu reden, wenn sich im nächsten Augenblick die Gäste an die Tafel setzen sollen?“

Aber Hetu rührte sich nicht vom Fleck.



„Warum gehst du nicht?“ fragte der Herr zornig. „Ich hab dir's schon gesagt: Du bekommst keinen Urlaub!“

Hetu stand noch immer reglos da. Das war Babu Ram Gopal zu viel. Vor Zorn außer sich, hob er die Hand und schlug Hetu ins Gesicht. „Sohn einer Eule, ist das der Augenblick, Urlaub zu verlangen?“

Die Ohrfeige klatschte laut auf; viele der Gäste hörten sie und zogen die Augenbrauen hoch. Als sie aber sahen, daß es sich nur um einen Diener handelte, der die Ohrfeige bekommen hatte, wandten sie diskret den Blick ab.

Da hörte die Hausfrau von Hetus Bitte und wurde aufmerksam. Da steckte sicherlich etwas dahinter. War es nicht höchst unklug von ihr, so nachlässig geworden zu sein und diesem Einfaltspinsel vertraut zu haben? Sie hatte ihm ja sogar die Schlüssel ausgehändigt...! Nun würde es unmöglich sein, herauszufinden, was er alles gestohlen hatte. Er mußte etwas Kostbares genommen haben – warum sollte er sonst an einem Tage wie diesem Urlaub verlangen? Sie kam herausgelaufen, stand auf der Veranda und überschüttete Hetu mit Beschimpfungen. Die Worte, die sie wählte, waren so ausgesucht, daß sogar Hetus manches gewohnte Ohren rot wurden. Der Tumult zog einige der Verwandten an, und einige von ihnen begannen, im Bewußtsein, daß der Streit die Feier störe, Babu Ram Gopal Vorwürfe zu machen. Und einer fragte Hetu: „Warum willst du weg?“

Hetu stand einen Augenblick lang stumm da. Dann begannen seine Lippen zu zittern, als wollte er etwas sagen, doch überlegte er sich's und sagte störrisch: „Ich habe etwas zu tun.“

„Was hast du zu tun?“

Aber Hetu wiederholte nur: „Herr, ich habe etwas zu tun.“

Daraufhin fuhr die Hausfrau wieder auf, doch waren die anderen nun darauf bedacht, die Angelegenheit irgendwie in Ordnung zu bringen, und so wurde Hetu aus dem Zimmer geführt. Eine weitere Auseinandersetzung zwischen Ram Gopal und seiner Frau führte zum Beschluß, die Sache bis auf weiteres auf sich beruhen zu lassen. Nach der Tonsurzeremonie würde man genug Zeit finden, die Dinge in Ordnung zu bringen.

Doch statt wieder an seine Arbeit zu gehen, saß Hetu stumm in einem Winkel der Veranda und starrte vor sich hin. Das reizte Ram Gopal, der Hetu eine Weile beobachtete; dann ging er zu ihm hin und brüllte: „Wirst du endlich an deine Arbeit gehen oder muß ich dir Beine machen?“

Hetu wiederholte bloß seinen alten Kehrreim: „Laß mich gehen, Herr, ich werde bald zurückkommen. Ich habe etwas zu tun.“

Als seine ermüdende Beharrlichkeit wieder die

Ein Monat verging – ohne Nachricht von Hetu. Ein anderer Diener nahm seine Stelle ein, und das Leben des Hauses lief wieder im gewohnten Gleis. Manchmal, wenn sie etwas nicht finden konnte, beschimpfte die Hausfrau den abwesenden Hetu, aber Babu Ram Gopal litt gelegentlich sogar unter etwas wie Gewissensbissen. Manchmal dachte er sogar daran, Hetu seinen Lohn zu schicken. Doch tat er es nicht – einerseits weil er sich vor dem Zorn seiner Frau fürchtete, andererseits, weil er selbst mißtrauisch war.

Eines Abends, als er müde und verdrossen vom Büro heimging, sah er Hetu plötzlich vor einem Einkehrhaus für Eingeborene stehen. Er trug die gleichen zerlumpten Kleider, und er hatte das gleiche stumpfe, häßliche Gesicht – Ram Gopal brauchte nicht lange, um ihn zu erkennen. Geistesgegenwärtig eilte er auf Hetu zu und packte ihn am Handgelenk.

„Wo hast du denn die ganze Zeit gesteckt?“ fragte Ram Gopal. „Wann bist du aus deinem Dorf zurückgekommen?“

„Eben jetzt“, erwiderte Hetu.

Aufmerksamkeit der Gäste auf ihn zu lenken begann, empfahlen Wohlmeinende, Hetu gehen zu lassen, nachdem Ram Gopal vorsichtshalber die Adresse und andere Personalangaben notiert und den Lohn zurückbehalten haben werde. Schließlich zog der Hausherr sein Notizbuch heraus, machte die notwendigen Eintragungen, ließ Hetu seinen Daumenabdruck hineintun und schob ihn aus dem Haus.

Am nächsten Morgen öffnete die Hausfrau ihre Truhen und Schränke und machte sich an eine in alle Einzelheiten gehende Inventur. Ihre Schmuckstücke, ihre gestickten Seidengewänder, Silberbrochen und sonstigen Kleinigkeiten – sie kontrollierte alles, woran sie sich erinnern konnte. Aber wie kann man in einem solchen Haushalt sich an alles erinnern und alles kontrollieren? Schließlich gab sie es auf.

„Warum hast du ihn bloß ziehen lassen?“ warf sie ihrem Gatten vor. „Wer läßt denn einen Diener so gehen? Wie soll ich denn wissen, was er alles gestohlen hat?“

„Aber er kann doch nicht aus der Welt verschwinden – mit dem Lohn für drei Monate im Rückstand!“ protestierte Babu Ram Gopal.

„So?“ sagte die Hausfrau. „Wenn er Dinge im Wert von hundert Rupien davongetragen hat, glaubst du, daß er da schätzbaren zwanzig oder dreißig Rupien nachweisen wird?“

„Du, schau lieber nochmals nach, ob etwas fehlt“, sagte Ram Gopal. „Sollte etwas fehlen, dann verständige ich die Polizei. Ich hab' seine Adresse und alles.“

„Und glaubst du, er hat seine richtige Adresse angegeben?“

„Hast du deine Arbeit getan?“

„Ja, Herr“, erwiderte Hetu leise.

„Was war denn das für eine wichtige Arbeit, daß du an einem Festtag davongelaufen bist?“

Hetus Augen waren plötzlich von Tränen verdüstert. Seine Lippen bebten, doch gab er keinen Laut von sich. Er schaute weg, um seine Tränen zu verbergen, brach aber plötzlich in unbeherrschtes Schluchzen aus.

Babu Ram Gopal war verlegen. „Warum weinst du denn? Was ist denn los?“ fragte er und klopfte Hetu auf die Schulter.

„Ich habe mein Kind begraben“, brachte Hetu endlich mit zitternder Stimme hervor.

Babu Ram Gopal empfand Mitleid. Eine Zeitlang blickte er Hetu schweigend an, dann sagte er: „Aber warum hast du mir das alles nicht gesagt? Ich hab' dich doch immer wieder gefragt. Aber du wolltest keine Antwort geben.“

„Aber wie konnte ich denn?“ erwiderte Hetu fast unhörbar.

„Warum denn nicht?“

„So etwas tut man doch nicht – in einem Haus, in dem ein Familienfest gefeiert wird. Das wird bei uns als unschicklich angesehen.“

Babu Ram Gopal schaute lange dem Bauern in das häßliche Gesicht. Er war unfähig, ein Wort hervorzubringen.

(Autorisierte Übersetzung aus dem Hindi von Joseph Kalmer)

Illustration: Joachim Braatz

Der General

Durch Zufall bekam ich dieser Tage ein Heftchen in die Hand. Es trägt den nichts-sagenden Titel „Heft für Information und Dokumentation“, erscheint in der Schweiz und ist offenbar dazu bestimmt, dem eidgenössischen Offizierkorps sein schwieriges Handwerk zu erleichtern. Also, dachte ich mir, das ist mal eine feine Sache. Da lernst du gleich den Geist kennen, in dem die Funktionäre der demokratischsten Armee der Welt beeinflusst werden.

Ich rückte mich in meinem Stuhl zurecht und begann eifrig zu lesen. Die erste Abhandlung schrieb ein leibhaftiger französischer General. Er heißt Chassin und befaßte sich mit dem lehrreichen Thema: „Der Mensch und der Krieg“. Nun, sagte ich mir, ein General ist nicht irgendwer, und als Franzose ist er zweifellos ein kompetenter Mann, sich mit diesem Thema zu befassen. Schließlich werden das die Leute sein, die im nächsten Krieg zu entscheiden haben. Und dieses schrieb der General:

es wird auch in Zukunft Kriege zwischen den Menschen geben, die kriegführenden Parteien werden alle ihnen zur Verfügung stehenden Waffen einsetzen, der Mensch wird sich den Waffen, die er erfindet, immer anzupassen verstehen, sowohl den Atomwaffen, wie auch allen anderen, diese Anpassung wird einmal sehr spät durchgeführt, und die Verluste werden ungleich größer sein als früher.

Ich muß sagen, mir imponierte dieser General. Kühl setzt er den künftigen Krieg in Rechnung und entwickelte daraus seine Thesen. Er ließ es nicht bei diesen Thesen bewenden, sondern er unterbaute sie mit vielerlei Beweisführungen. Ich empfehle, seinen Artikel sehr genau anzusehen.

„Der Krieg ist ein Phänomen, welches mit dem menschlichen Leben derart verbunden ist, daß er eine entsetzliche Notwendigkeit und gleichsam ein Naturgesetz zu sein scheint. Übertragen auf ganze Gruppen von Menschen stellt er nichts anderes als den Kampf ums Dasein dar, welcher das letzte Gesetz aller auf Erden lebenden Geschöpfe ist, und das zweifellos auch im Universum seine Geltung hat.“

Hoppla, wo hatte ich denn das schon mal gehört? Krieg als Naturgesetz, als Kampf ums Dasein? Nun, das war's doch, was in den Schulen des Dritten Reiches gelehrt wurde. Nur der Griff ins Universum war neu. Verständlich, damals gab's ja auch noch keine Satelliten. Aber lesen wir weiter:

„Krieg zu führen, ist ein Entschluß, den der Mensch faßt“, fand General Chassin, und dann befaßt er sich mit der kriegerischen Neigung der verschiedenen Rassen und vergleicht sie. Ich will darüber nicht rechten. Bleiben wir beim ersten Satz „... ein Entschluß, den der Mensch faßt“. Der Mensch? Herr Meier? Monsieur Renold? Mr. Smith? Gospodin Nikoschenko?

Wer faßt heute diese Entschlüsse? Ein Staatsmann, die Regierung, ein Elektronengehirn? Ist es wirklich noch eine freie Entscheidung, Krieg zu führen? War es jemals die Entscheidung des Menschen oder nicht vielmehr der

Entschluß eines Menschen, mehrerer Regierungschefs? Wurden die Meiers, Renolds, Smiths und Nikoschenkos je um ihre Meinung gefragt, ehe sie auf dem Schlachtfeld dahingemordet wurden? Hatten sie eine Wahl, eine Alternative, überhaupt die Möglichkeit, den Verstand oder auch nur das Gefühl sprechen zu lassen? Sie hatten sie nie. Sie waren wie die Lämmer, die zur Schlachtbank geführt werden. Aber sie starben erbärmlicher und größerlich als Schafe!

Vaterland, braucht Glauben und Ideale, dann wißt ihr warum. Dann seid ihr wahrscheinlich noch keine guten Kämpfer, ihr müßt sie erst werden.

Aber die müßt ihr sein, denn der General stellt in einer winzigen Fußnote fest: „Es wäre wohl möglich, daß in der zweiten Phase des Atomkriegs der Kampf mit dem Dolch geführt würde.“

Und wenn die Dolche kaputt sind, mit den Steinen. Und wenn die Steine nicht greifbar

Naturvorganges. Geopfert, um anderen das Leben auf dieser Erdkugel zu ermöglichen. Dann schreit nicht so laut, dann kämpft nicht um eine letzte Lebenschance. Es ist kein Verbrechen, dem ihr zum Opfer fielt, sondern nur einem Gesetz. Und das müßte euch die letzte Stunde erleichtern. Oder?

Wenn also das Naturgesetz Krieg zu Ende ist, besteht nach den Worten des Generals „eine allgemeine Kriegsmüdigkeit, ... dieser Zustand ist aber nur vorübergehend“, denn



„Lumpiger Sieg! – Mit diesen geringen Verlusten kommen wir nicht einmal in den Wehrmachtsbericht.“ / Zeichnung: Halbritter

Der General sieht wohl selbst ein, daß es mit der freien Entscheidung nicht ganz stimmt, und deshalb fügt er einige Absätze später dazu: „Wenn der Mensch keine Lust hat, sich zu schlagen, so schlägt er sich nicht oder schlecht.“ Und noch etwas später: „Ohne hochstehende Moral, ohne Liebe zum Vaterland, ohne Glauben an ein Ideal wird ein Mensch kein guter Kämpfer.“

Oh, bestünde doch diese Welt aus Milliarden von Feiglingen, die keine Lust hätten, sich zu schlagen! Würden sie doch wenigstens einmal ihr Hirn nicht von den großen Phrasen verkleistern lassen! Sie würden vermutlich instinktiv handeln. Die Waffen wegwerfen. Laufen, was die Füße hergeben. Überleben wollen. Nein, die Moral ist's, die sie dazu zwingt, die Smiths oder Nikoschenkos zu erschießen und sich selbst umbringen zu lassen. Ist das Moral? Oder ist es nicht vielmehr eine heimtückische, eine entsetzliche Nervenkrankheit? Wenn euch morgen wieder ein Professor kommt und sagt, ihr braucht die Liebe zum

sind, mit bloßen Händen. So möchte ich hinzufügen. Weil sie Kämpfer sind, Patrioten sind, Gläubige sind, Idealisten sind. Und nur keine Menschen sind. Aber lesen wir weiter:

„Allgemein gesehen, scheint es, ... die einzige einleuchtende Funktion des Krieges zu sein, überschüssige Energien, überschüssigen Besitz und überschüssige Menschen zu verschlingen.“ Der General zitiert hier – er distanziert sich nicht.

Da ist sie wieder, die Lehre vom Krieg als einem natürlichen Ausleseprozeß. Vom Krieg als einzig wirksames Mittel, um dem Bevölkerungsdruck entgegen zu können. Und damit es auch richtig einleuchtet, werden Selbstmordepidemien aus der Tierwelt als Vergleich herangezogen.

Wenn du morgen, junger Mann, dein Leben aushauchst; wenn morgen die Städte über unseren Familien zusammenbrechen; wenn der giftige Atomstaub eure Lungen verpestet und die Länder entvölkert – dann, ja, dann seid ihr alle nur die krepierenden Zeugen eines

„im Verlaufe der Zeit aber und insbesondere mit dem Heranwachsen der jungen Generation, welche den letzten Krieg nicht gekannt hat, regen sich, sobald Menschen und Mittel für einen neuen Konflikt vorhanden sind ... aufs neue kriegerische Tendenzen und Impulse“.

Wie war das 1947?

Der General ist ein scharfer Beobachter. 1947 hätten wir jeden, der auch nur mit dem Gedanken einer Remilitarisierung unseres Landes gespielt hätte, in der Luft zerrissen. Heute finden wir nichts Schändliches daran. Eine junge Generation ist nachgewachsen. Das Material ist aufgefüllt. Die kriegerischen Tendenzen und Impulse können sich regen. Für was regen und wohin? Und wie sind die nächsten Schritte? Der General weiß auch dies: „... man spricht vom Krieg als einer Erscheinung, welche wieder möglich geworden ist.“ Früher oder später, stellt er fest, reiße

lund der Krieg

das
nen.
icht
Ver-
nur-
tzte
ist,
ine
Zu-
enn

der Drang nach dem Kriege die Menschen wieder mit sich.

Auf welcher Stufe stehen wir? Wir sprechen doch schon vom Krieg als einer Möglichkeit. Wir üben doch schon wieder für den Ernstfall. Mit Luftschutz, mit Notstandsgesetzen, am Sandkasten. Wir bereiten uns doch schon wieder systematisch darauf vor. Und wann werden wir's dann wieder ausprobieren wollen?

Gehen wir zum nächsten Kapitel:

„Früher kostete der Krieg im Verhältnis weniger Menschen, weil die ‚Pest das Werk vollendete‘. Heute ist Krieg aber zugleich auch Pest und hat entsprechend an Ausmaß gewonnen.“ So heißt die Kapitelüberschrift, und etwas später finde ich eine Statistik, die ich euch nicht vorenthalten möchte. Es handelt sich um die Kriegstoten Frankreichs im Laufe der Jahrhunderte.

11. Jahrhundert	1 000 Tote
12. Jahrhundert	4 000 Tote
13. Jahrhundert	11 000 Tote
14. Jahrhundert	59 000 Tote
15. Jahrhundert	61 000 Tote
16. Jahrhundert	107 000 Tote
17. Jahrhundert	658 000 Tote
18. Jahrhundert	1 055 000 Tote
19. Jahrhundert	1 769 000 Tote
20. Jahrhundert	
vor dem	
2. Weltkrieg	3 682 000 Tote.

Gewiß, der menschliche Erfindergeist hat die Kriege so verlustreich werden lassen, daß sie das Zerstörungswerk der Pest übertrafen. Wie aber steht's mit dem nächsten Weltkrieg? Der General meint:

„Würde die Menschheit damit wirklich das Risiko eingehen, sich selbst auszurotten, so würde das der Theorie widersprechen, daß der Krieg . . . einzig und allein ein Mittel zur Regulierung der Bevölkerungszahl ist.“

In der Tat: Wenn die Menschheit sich dann endlich ausgerottet hat, dann werden vermutlich die letzten Maulwürfe den Kopf schütteln und feststellen, wie wahnsinnig das Menschengeschlecht doch war. Die Theorie vom Krieg als notwendigen Ausleseprozeß wäre widerlegt. Die Menschheit hätte sich selbst widerlegt. Gründlich. Unwiderruflich. Gefällt euch diese Aussicht? Nein? Dankt dem General auf den Knien, daß er sie gezeigt hat. Ihr könnt künftig beim letzten Röcheln nicht mehr behaupten, das hättet ihr nicht gewußt.

General Chassin blickt allerdings nicht ganz so düster in die Zukunft. Er stellt fest, daß die Atomwaffen und die bakteriologischen Waffen mit Sicherheit eingesetzt werden. Und er findet weiter, daß der oft gezogene Vergleich mit der Nichtanwendung von Giftgas im 2. Weltkrieg falsch sei, denn „Hitler hat . . . nicht aus ‚humanitären‘ Gründen auf den Einsatz dieser Waffen verzichtet, sondern lediglich auf Grund der Falscheinschätzung seiner Erfolgchancen. So verwerflich es auch klingen mag, so muß man doch sagen, daß er falsch gehandelt hat. Durch den Einsatz der Trilone (Giftgase, d. Red.) hätte er die Dauer des Krieges um mehrere Jahre ab-

gekürzt, und die Zahl der Opfer an Menschenleben wäre, gesamthaft gesehen, wesentlich kleiner gewesen.“

Man kneift sich in die Backe. So doziert ein französischer General über die Verwendung des Giftgases und angesichts der atomaren Gefahr. Wahrlich, es wäre mir nie im Traum eingefallen, Hitler ausgerechnet einen solchen Vorwurf zu machen.

Wie gesagt, trotzdem General Chassin fest mit dem Einsatz der ABC-Waffen rechnet,

sieht er für die Menschheit eine Zukunft. Und die beschreibt er so:

„Die Chancen der Menschheit, zu überleben, liegen in der Möglichkeit, während einer längeren Zeit unter dem Boden zu leben, nämlich während des eigentlichen Atomwaffenduellens und der Zeit, während welcher die Atmosphäre vergiftet ist.“

Und:

„Sobald der erste Angriff soundso viele Millionen Opfer gefordert haben wird, wer-

den sich die Verhältnisse ändern, und der Mensch wird einmal mehr unter Beweis stellen, wozu er in Zeiten höchster Gefahr fähig ist.“

Denn – hier zitiert er einen Landsmann:

„Es wird einige hundert Millionen Tote geben, und ebenso viele Menschen werden Hungers sterben, bevor sich die Überlebenden entschließen, mit dem Rest ihrer Industrie und mit den Fabriken, welche Baumstümpfe in Glukose umarbeiten, unter den Boden kriechen.“

So wird sie also sein, eure Zukunft. Gezeichnet von einem französischen General im Jahre 1963. Das wird eure Zukunft sein: ausgelöscht von einem Atomblitz, oder verseucht von der Radioaktivität oder den bakteriologischen Waffen, oder verurteilt, ein Leben tief unter der Erde zu leben.

Ihr träumt nicht. Das ist die Meinung eines Experten. Es wird nicht nur seine Meinung sein, denn nicht umsonst haben ihm die Eidgenossen so viel Platz in ihrem Heft reserviert. Das wird auch das Denken der alliierten Planungsstäbe sein. Das wird auch in den Köpfen der führenden Leute des Warschauer Paktes stecken. Es ist das Wesen der Militärs, an den Krieg als an ein Naturgesetz zu glauben, mit Megatoten zu jonglieren, die Apokalypse als reale Zukunft einzukalkulieren.

Haben die „Narren“ unrecht?

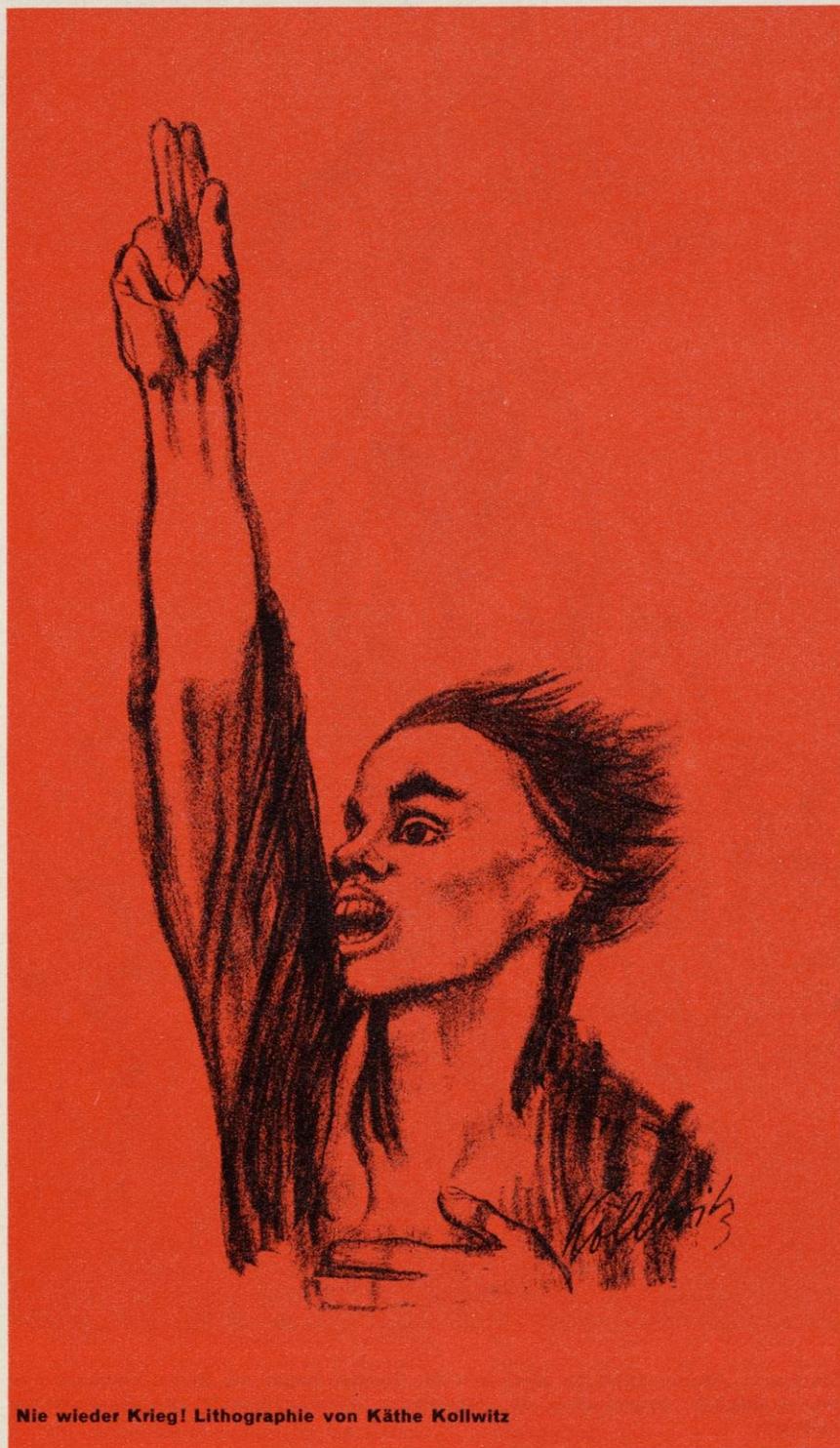
Ist das euer Denken auch? Ist das die Zukunft, von der man euch einredet, sie müßte notfalls mit der Waffe erfochten werden? Ist das das Lebensziel junger Menschen, die, in Uniform gesteckt, gedrillt, und ideologisch-moralisch aufgerüstet, einmal diese Zukunft herbeiführen sollen? Sie ist es! Es sei denn, die Menschheit ändere sich grundlegend. Aber das glaubt der General nicht, das glauben die Politiker nicht, und das glauben die Priester nicht – die es eigentlich glauben müßten.

Wenn ihr jetzt, am 1. September, die Gewerkschaftsjugend gegen den Krieg demonstrieren seht; wenn ihr wieder einmal zu Ostern den Atomwaffengegnern begegnen solltet – dann denkt an dieses Bild. Es sind keine Narren, die sich da die Füße wundlaufen. Es sind Pazifisten. Und weil sie Pazifisten sind, sind sie Menschen. Verlacht, angefeindet, eingesperrt – im Osten wie im Westen. Dabei tragen Menschen wie sie allein die Hoffnung dieser irrsinnigen Zeit in sich.

Denn, wenn sie recht behielten, wenn man ihnen glauben würde, wenn die Menschheit keine Kriege mehr führte – dann bräuchte man keine Armeen mehr und keine Generale. Keine Waffen und keine Philosophen des Krieges. Wir müßten nicht die zuständigen Götter bemühen und die verantwortlichen Politiker beschwören. Wir müßten nur Menschen sein. Die Krone der Schöpfung und nicht ihr Alptraum.

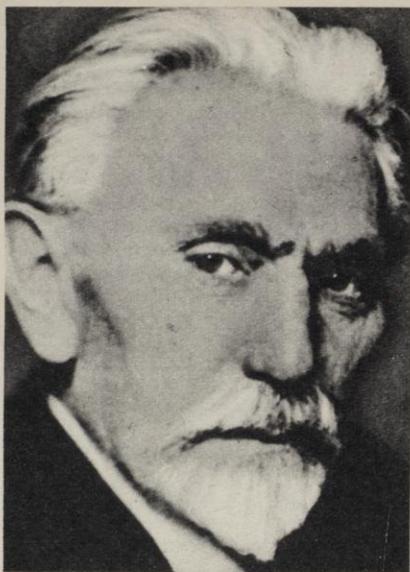
Ist man wirklich wahnsinnig und ein Phantast, wenn man versucht, diese Zukunft herbeizuführen? Nein – noch ist man ein Narr. Aber ein Narr, der einen Zipfel der Wahrheit erhascht hat.

Egon Lutz



Nie wieder Krieg! Lithographie von Käthe Kollwitz

August Bebel



Zu seinem 50. Todestag

August Bebel führte mit Wilhelm Liebknecht zusammen die Sozialdemokratie durch die Zeit der Verfolgung

In einer ärmlichen Umwelt wurde August Bebel am 22. Februar 1840 in den düsteren Kasematten des Militärgeländes in Köln-Deutz geboren. Schon früh starben seine Eltern an der Schwindsucht. Sein Vormund gab ihn zu einem Drechslermeister in die Lehre. Als die Lehre beendet war, empfand Bebel die damals übliche Wanderschaft als „goldene“ Freiheit. So kam er auch nach Freiburg, wo er sich – was damals auch einem Protestanten gestattet war – dem katholischen Gesellenverein anschloß. Dort lernte er auch den Gesellenpfeifer Adolf Kolping kennen, der als „Gesellenvater“ in die Geschichte eingegangen ist. Niemand aber hätte damals von dem jungen Bebel erwartet, daß auch er einmal aus der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und des deutschen Parlamentarismus nicht mehr wegzudenken ist.

Eintritt ins politische Leben

Leipzig war die Stadt, in der Bebel die entscheidende Richtung für seinen Lebensweg fand. In seinem Beruf brachte er es bis zum Drechslermeister. Bildungshungrig trat er einem von liberalen Kreisen gegründeten Bildungsverein bei. In Leipzig verband ihn bald enge Freundschaft mit dem wissenschaftlich gebildeten Wilhelm Liebknecht, der 1862 nach 13jähriger Verbannung nach Deutschland zurückkam. Durch ihn wurde er mit den Lehren von Marx und Engels bekannt.

Beide waren 1866 führend an der Gründung der Sächsischen Volkspartei beteiligt, als deren erster Abgeordneter der 27jährige Bebel im gleichen Jahr in den verfassunggebenden Norddeutschen Reichstag einzog. 1868 wurde Bebel zum Vorsitzenden des Verbandes Deutscher Arbeitervereine gewählt, aber schon 1869 wurde der Verband aufgelöst. Die meisten Mitglieder schlossen sich der neugegründeten Sozialdemokratischen Arbeiterpartei an.

Im Parlament

Es war ein Ereignis von weittragender Bedeutung, als mit Bebel zum erstenmal ein Vertreter der Arbeiter im Parlament seine Stimme erhob. Was Bebel besonders auszeichnete, war Mut. Er mißachtete alle Gefahren aus den Reihen fanatischer Gegner, die im Bunde mit der Staatsmacht waren; denn von deren Seite wurde mit Verboten, Ausweisungen, Festungs- und Gefängnisstrafen die Stimme des Volkes erstickt. Als Bebel und Wilhelm Liebknecht nach dem gewonnenen Kriege gegen Frankreich ihre Stimme gegen die Annexion von Elsaß-Lothringen erhoben, wurden sie nach einer Untersuchungshaft von über 100 Tagen im Frühjahr 1872 zu einer Festungshaft von 22 Monaten verurteilt. Für Bebel kamen anschließend noch neun Monate Gefängnis wegen angeblicher Majestätsbeleidigung dazu. Kanzler Bismarck, der vergeblich versucht hatte, Sozialisten für seine Zwecke zu kaufen und in seine Netze zu ziehen, holte 1878 zum Schlag aus. Das Sozialistengesetz, das Sozialdemokratie und Gewerkschaften verbot, wurde Wirklichkeit. Aber dieses Gesetz konnte die stetige Entwicklung der Arbeiterbewegung, wie Bebel es vorausgesagt hatte, nicht auf-



Bismarck-Karikatur aus der Zeit der Sozialistenverfolgung (1878-1890)



Die Frage: „Warum führt das Vorgehen der Parteien gegen die Sozialdemokraten zu keinem Erfolg?“ beantwortete der bürgerliche „Kladderatsch“ mit dieser Bebel-Karikatur

halten. 1890 fiel das Gesetz. Der große Aufschwung der Sozialdemokratie setzte ein. 1912 war sie die stärkste Partei im Deutschen Reichstag. In der Zeit des Sozialistengesetzes hatte Bebel mit seinem Mut und seiner unermüdlichen Arbeit die Partei, in der sich seit 1875 alle Sozialisten zusammenfanden, über alle Gefahren hinweggebracht. Sein Mut war ansteckend, denn er gehörte zu den seltenen Menschen, wie es der dänische Literaturkritiker Georg Brandes ausdrückte, der mehr Abneigung für die Feigheit als für die Dummheit hatte. Wie kaum ein anderer Arbeiterführer war er getragen von der unbedingten Liebe und dem Vertrauen der arbeitenden Menschen.

Auf den internationalen sozialistischen Kongressen stand Bebel in vorderster Reihe. Sein Name war zu einem Begriff geworden, es war nicht verwunderlich, wenn manche ausländischen Teilnehmer den Begriff „Bebelsche Sozialisten“ gebrauchten. Es war 1912 auf dem sozialistischen Kongreß in Basel, wo die dortigen Delegierten im Münster ihre Stimme erhoben und ihr Gelöbnis verkündeten, ihrerseits alles zu tun, um den drohenden Krieg zu verhindern. Der entschiedenste Kriegsgegner war August Bebel. Und in seiner letzten großen Rede vor dem Deutschen Reichstag erhob er sich gegen die deutsche Außenpolitik des sich immer steigenden Risikos. Er führte u. a. aus: „Eines Tages kann die eine Seite sagen: Das kann nicht so weitergehen. Sie kann auch sagen: Halt, wenn wir länger warten, dann sind wir die Schwächeren statt der Stärkeren. Dann kommt die Katastrophe. Alsdann wird in Europa der große Generalmarsch geblasen, auf den hin 16 bis 18 Millionen Männer, die Blüten der verschiedenen Nationen, ausgerüstet mit den besten Mordwaffen, gegeneinander als Feinde ins Feld rücken. Aber nach meiner Überzeugung steht hinter dem großen Generalmarsch der große Kladderatsch...“ „Nach jedem Krieg wird es besser!“ scholl ihm aus dem verblendeten Parlament entgegen.

Ein Jahr später war Bebel gestorben. Und wieder ein Jahr später bewilligten alle Parteien im Deutschen Reichstag die Kriegskredite. Das große Morden, das er ahnungsvoll vorausgesagt hatte, begann. Die Internationale war zerbrochen. Auch heute noch sind seine Lebenserinnerungen für junge Menschen, die sich ein Bild von Bebel machen wollen, eine lehrreiche und interessante Lektüre. Vielleicht greift auch der eine oder andere zu Bebels Briefwechsel mit Eduard Bernstein. Er bekommt dann ein Bild davon, wie man sich aussprechen soll, daß Gründe und Gegengründe abgewogen werden sollen in Freiheit und Freundschaft.

In dem Schweizer Bad Passugg, wo er zu einer Kur weilte, ist Bebel am 13. August 1913 gestorben. In Zürich befindet sich seine Grabstätte.

Franz Gruber



Besonders herzlich wurde die Delegation der französischen Bergarbeiter begrüßt

Großkundgebung für Europa

Zu einer eindrucksvollen Willensäußerung für die Schaffung der Vereinigten Staaten von Europa gestaltete sich die am 6. Juli 1963 in der Dortmunder Westfalenhalle veranstaltete Großkundgebung der freien Gewerkschaften in der Europäischen Gemeinschaft. Unter den mehr als 25000 Teilnehmern waren auch die organisierten Arbeitnehmer aller übrigen EWG-Länder stark vertreten. Aus Lothringen, Nordfrankreich und Paris waren Delegationen gekommen, Belgien und vor allem Holland hatten große Abordnungen entsandt, Luxemburg war vertreten, und gleichfalls nahmen viele italienische Arbeitnehmer an der Kundgebung teil. Zum Abschluß der Kundgebung wurde einstimmig folgende Entschließung angenommen:

1. Die in Dortmund am 6. Juli 1963 zu einer machtvollen Kundgebung vereinten 25000 Vertreter der freien demokratischen Gewerkschaften aus Belgien, Frankreich, Italien, den Niederlanden, Luxemburg und der Bundesrepublik Deutschland bekräftigen als Sprecher von mehr als 12 Millionen organisierter Arbeitnehmer ihre Entschlossenheit, Frieden, Freiheit und sozialen Fortschritt in der ganzen Welt zu fördern. Als entscheidende Schritte zur Verwirklichung dieser Ziele fordern sie: die demokratischen Vereinigten Staaten von Europa, die gleichberechtigte Partnerschaft zwischen den Vereinigten Staaten von Europa und den Vereinigten Staaten von Amerika.
2. Sie bekunden ihre Solidarität mit allen freien und demokratischen Arbeitnehmern, deren Bemühungen dem Frieden und der internationalen Zusammenarbeit

gelten. Mit ihnen gemeinsam erstreben sie die Ausmerzung von Hunger, Armut, Ausbeutung und Krieg und die Sicherung von Freiheit, Menschenwürde und Demokratie in einer nach Einheit strebenden Welt.

3. Zur Verwirklichung dieses Ziels verlangen sie die Fortentwicklung der bestehenden Europäischen Gemeinschaft zu den Vereinigten Staaten von Europa einschließlich Großbritanniens. An Stelle überlebter Vorstellungen von Regierungskoalitionen müssen die Vereinigten Staaten von Europa die wahre Vereinigung der europäischen Völker setzen. Eine solche Vereinigung kann nur auf Gleichheit, gemeinsamen Institutionen, demokratischen Methoden und der Herrschaft des Rechts gegründet sein.
4. Das Leben und der Lebensstandard der Völker werden schon heute täglich und direkt durch die wachsende europäische Integration beeinflusst. Die Stimme der Arbeitnehmer und aller Bürger Europas muß bei der Gestaltung der Europäischen Gemeinschaft immer wirksamer werden. Dabei fällt den Gewerkschaften als bedeutendem Teil der aktiven demokratischen Kräfte der Gemeinschaft eine besondere Verantwortung zu. Sie werden ihre gemeinsamen Anstrengungen weiter verstärken.
5. Die Vereinigten Staaten von Europa müssen allen europäischen Ländern offenstehen, welche die demokratischen Grundsätze anerkennen und gewillt sind, der Gemeinschaft beizutreten oder sich ihr zu assoziieren. Wer die Menschen-

rechte nicht achtet, wer die persönliche und die Koalitionsfreiheit nicht garantiert, wer in irgendwelchen Formen totalitäre oder diktatorische Herrschaftsverhältnisse schafft, praktiziert oder duldet, schließt sich selbst aus dieser Gemeinschaft aus.

6. Nur die Integration Europas kann eine gleichberechtigte Partnerschaft mit Amerika schaffen. Diese Partnerschaft stellt das Verhältnis zwischen zwei separaten aber gleich mächtigen Einheiten dar, von denen jede ihren Anteil an der gemeinsamen Verantwortung in der Welt trägt. Nur in solcher Partnerschaft auf der Grundlage der Gleichheit können Europa und Amerika der Herausforderung gerecht werden, die ihre gemeinsame Verantwortung für die Förderung des Fortschritts, die Sicherung der Freiheit und eines dauerhaften Friedens zwischen Ost und West ihnen auferlegt.
7. Die in Dortmund versammelten Sprecher von 12 Millionen organisierter Arbeitnehmer fordern, daß die Völker, die Europäischen Gemeinschaften und die Regierungen ihrer Länder unverzüglich alle notwendigen Maßnahmen ergreifen, um die Verwirklichung dieser Ziele zu erreichen. Sie beauftragen deshalb die Leitung der Kundgebung, diese Entschließung an die Organe der Gemeinschaften, das europäische Parlament, die Regierungen und Parlamente der Mitgliedstaaten, das Aktionskomitee für die Vereinigten Staaten von Europa und die europäische Öffentlichkeit weiterzuleiten.

Viele Jahre hindurch erging es der Gewerkschaftsjugend Bochums nicht anders als vielen jungen Kollegen in der Bundesrepublik: Ihrem Drange, sich nach Feierabend gemeinsam einer schöpferischen Arbeit zu widmen, ihrem Wunsch, in kleinem Rahmen durch ein schönes sauberes Beispiel geistiger Gemeinschaft die tiefere Bedeutung des Zusammenschlusses der Arbeiterschaft sinnfällig zu machen, stand der Mangel an eigenen Räumen und geeigneten Hilfsmitteln gegenüber. Immer wieder forderten die Delegierten auf Jugendkonferenzen, eine zentrale Stelle für Bochums Gewerkschaftsjugend einzurichten, so wie sie andere Jugendverbände schon längst hatten. Aber immer wieder mußten sie vertröstet werden. Dann endlich, im Herbst vergangenen Jahres, wurde der Start freigegeben zum Ausbau einer ganzen „Jugendtage“ im Gewerkschaftshaus Bochum in der Kortumstraße. Das geschah, als die Verwaltungsstelle der IG Metall aus dieser Etage in ein eigenes Haus umzog.

Am 14. Mai dieses Jahres wurden die neu erstellten Räume den Jugendgruppen übergeben. Die finanziellen Träger sind die gewerkschaftliche Jugendheim GmbH und die Stadt Bochum.

„Feierstunde“ stand auf unserer Einladung. Wir machten uns auf dunkle Anzüge, festlich gestimmte Gesichter und noch festlicher gestimmte Ansprachen gefaßt – und wurden angenehm überrascht. Vertreter der Stadtverwaltung und der DGB-Kreisverwaltung hielten keine langen unverbindlichen Reden. Sie überbrachten kurze Worte des Glückwunsches, hinter denen spürbar ehrliche Freude und Erleichterung stand über diese endlich erfüllte Notwendigkeit, aber auch die Hoffnung, die jungen Leute mögen dem Anspruch einer solchen Auszeichnung gerecht werden und als treue Sachwalter sich in diesen Räumen nach den Geboten der Solidarität und Freundschaft bewegen. Der DGB-Jugendsekretär von Bochum Artur Libischewski kündigte ein buntes Programm an.

„Einer von fünf“, ein Film über die gewerkschaftliche Jugendarbeit, wurde gezeigt, danach gaben DGB-Neigungsgruppen aus Bochum Einblick in ihre Arbeit. Die Laienspielgruppe brachte eine Szene aus ihrem neuen Stück „Hören Sie zu“. Ein Junge und ein Mädchen in westfälischer Volkstracht waren plötzlich im Saal und legten mit viel Temperament einen Volkstanz „aufs Parkett“, dann sahen und hörten wir einen Ausschnitt aus der Diaserie „Schalom Israel“, die die Bochumer für den DGB-Bundesvorstand vertont hatten, und wurden schließlich von einer neugegründeten Kabarettgruppe über die Hintergründe des Touristenrummels aufgeklärt.

Eine gelungene, mit viel Geschick gestaltete „Feierstunde“. Eine abschließende Führung durch die Etage ließ erkennen, wie hoch der Fleiß und die Beharrlichkeit der jungen Kollegen, die sich lange Jahre erst mit einem, später mit zwei kleinen Zimmern begnügen mußten, belohnt worden waren.

Da waren sieben helle, freundliche Räume mit modernen praktischen Möbeln. Ein Unterrichtsraum, ein großer und ein kleiner Gruppenraum, ein Sportraum (mit Tischtennis-, Billard- und Tischfußballanlage), eine Bücherei, ein Musikzimmer (mit Stereoanlage) und ein Materialraum mit angeschlossener Teeküche.

Eine prächtige Einrichtung, die viele langgehegte Freizeiträume möglich macht. Auch nichtorganisierte Jugendliche werden Einlaß finden.

Wir schließen uns dem Wunsche des Kollegen Stadtrat Nelles an: „Möge dies eine Stätte der Begegnung und Entspannung werden, mögen in diesen Räumen viele junge Menschen ein zweites Zuhause finden.“

H. P.

DEUTSCHLAND — FRANKREICH



Eine Reportage von Andrea Schmidt über praktische Verständigung

Wir waren nach Frankreich gefahren, nach Villeurbanne, einer mit Lyon verquickten Industriestadt.

Wir besuchten mit einer Gruppe Deutscher einen Friedhof. Der alte Mann aus Villeurbanne, der uns über den Friedhof führte, drehte sich noch einmal um zu den Gesichtern seiner Zuhörer und sagte: „Wirklich, so war es! Das sind keine Märchen!“ Seine Zuhörer nickten nur – und behielten die Hände in den Hosentaschen.

Der alte Mann hatte gesagt: „... dann hat man sie in einen Keller getrieben, mit Benzin übergossen und verbrannt.“ Und er stand mit seinen Zuhörern zwischen Steinen der Klage, zwischen Grabsteinen des jüdischen Friedhofes. Auf vielen dieser Steine steht das Wort Allemands – Deutsche – im Zusammenhang mit dem Tod!

Später, als wir wieder auf der Straße stehen, sagt der alte Mann eifrig: „Dort in dem Hotel steigen viele Deutsche ab. Ich gehe oft hinüber und unterhalte mich mit ihnen.“

Ein alter Mann – zu früh alt geworden; ein Deutscher – aber man verbot ihm, Deutscher zu sein, man druckte in seinen Paß ein großes „J“ als ein hämisches Grinsen; ein einsamer Mann – ich weiß nicht, wie viele seiner Verwandten ermordet wurden, seine Frau starb am seelischen Leid – ein einsamer Mann in einem fremden Land, der Fremde um Worte fragen muß, damit er die Sprache seiner Heimat hört.

Heimat? Eine Regierung dieser Heimat plante ihm Tod, mehr als Tod, Schande und Tod, Spott und Tod, Qual und Tod, einen Tod wie für ein Stück Vieh, schlimmer als für ein Stück Vieh!

Warum? Wegen des „J“ – Jude.

Was sind Juden? Keine Rasse – es gibt keine „jüdische Rasse“ –, vielleicht ein Volk, man darf wohl trotz der großen Verschiedenartigkeit der Juden von einem Volk sprechen, vor allem aber eine Glaubensgemeinschaft. Gemeinschaft in dem Glauben, der dem Christentum seine Fundamente gab, seinen einen Gott und weitgehend seine sittliche Orientierung (z. B. die „zehn Gebote“).

Das sind Juden. Ist das alles? Nein: „Jude“ wurde ein Schimpfwort, ein dämonisches



Eine Zukunft ohne unberechtigte Vorurteile und Diffamierungen – wird das möglich sein? Sie wollen sich gemeinsam dafür einsetzen, und es wird ihre Zukunft sein.

Wort, ein tödliches Wort schließlich für den, der abgestempelt wurde.

Verteufelt, verfehmt, vertrieben, verfolgt...!
„Heimat“?

Manche Leute sagen: „die Juden“, – man ist da meist nicht kleinlich und spricht von „den“ Juden, aber wehe, würde man solchen Reden eine Kollektivschuld „der“ Deutschen entgegenhalten – „die Juden sind zuerst Juden und dann erst Mitglieder ihrer Gastvölker. Deshalb sind sie nicht national, sondern international“, – ach, hätten wir stolzen Nationen doch ein wenig eher von diesem bescholtenen weltweiten Geist gelernt.

„International“ – Der alte Mann steht auf der Straße, einst ausgestoßen, krank durch Verfolgung und einsam, und er müht sich, deutschen Menschen zu begegnen, damit er die Sprache seiner Heimat hört.

Er ist nur einer der Emigranten, die von Frankreich, vom „Land der Emigranten“, aufgenommen wurden und bei Lyon eine neue Gemeinde bildeten. „Ich spreche nur schlecht Französisch“, sagte eine Witwe derselben Synagogengemeinschaft, „aber nun spreche ich auch ein schlechtes Deutsch!“ – da sie ein deutsches Wort länger suchen mußte, ehe es ihr einfiel. Wie sie es sagte! Darin war – auch nach 25 Jahren der Emigration – die immer lastende Trauer der Heimatlosen! Ihre Vorfahren hatten seit Jahrhunderten in Deutschland gewohnt!

Man erzählte mir, daß manche der Älteren selbst „Schluß“ machten, weil sie die Einsamkeit nicht mehr ertrugen! Und viele sind früh verwitwet, selbst wenn sie mit dem Ehegefährten zusammen noch die schreckliche Zeit überlebten in irgendwelchen Verstecken, in fremden Wohnungen, in Klöstern, in Krankenhäusern, im Wald... Daß sie überhaupt noch leben, verdanken sie den französischen Nachbarn, die diese Deutschen unter Bedrohung des eigenen Lebens vor anderen Deutschen verbargen – denn einen Juden zu verbergen, bedeutete Tod beim Entdecktwerden! Oft haben ganz fremde Menschen diese Gefahr auf sich genommen! Natürlich gab es auch dort Verrat, und es wird auch im heutigen Frankreich hier und dort ein unfreundliches Wort über Juden gesagt – aber das sind Ausnah-

men, und jetzt sind die in Deutschland geborenen, von Deutschen Verfolgten gleichberechtigte französische Bürger, und sie haben sich nach Möglichkeit eine neue Existenz aufgebaut. Den Jüngeren unter ihnen fiel es leichter, sich in die neue Umwelt hineinzuleben, ihre Kinder sprechen naturgemäß oft besser Französisch als Deutsch.

Aber mit überraschender Gastfreundlichkeit öffnen jüdische Familien der Gemeinde deutsche Besucher ihre Wohnung. Und im Augenblick haben sie dazu viel Gelegenheit. Denn junge Deutsche kamen, um ihnen hier in einer Industriestadt bei Lyon eine Synagoge für ihre Gemeinde zu bauen.

Der Generalkonsul der Bundesrepublik, Graf York von Wartenburg, hatte die deutsche „Aktion Sühnezeichen“ um diese Hilfe gebeten, nachdem er den engen provisorischen Raum der Gemeinde besucht hatte, der zum Gottesdienst eingerichtet worden war. Aber würde eine von der evangelischen Kirche ins Leben gerufene Aktion, würden junge Christen beim Bau einer Synagoge helfen? Die Deutschen – evangelische, katholische und nicht christlich orientierte – kamen, und sie bauen. Sie spenden Monate oder ein Jahr ihres Lebens Zeit zur Berufsbildung, baren Lohn; sie arbeiten hart im Acht- oder Neunstundentag für ein Taschengeld, Verpflegung und Unterkunft, um – nein, nicht, um „wieder-

gutzumachen“. Sie wissen, daß man Verfehlung, Verfolgung, Mord niemals wiedergutmachen kann. Aber sie wollen ein Zeichen setzen für einen guten Willen. Vielleicht darf es einigen als ein Zeichen von Versöhnung gelten. Jedenfalls wollen die jungen Freiwilligen mit ihrem eigenen Opfer helfen, daß gegenseitiges Kennen und Anerkennen gegenseitiges Diffamieren und Verteufeln unmöglich machen.

Die evangelische Kirche Deutschlands hatte zu dieser „Aktion Sühnezeichen“ aufgerufen, und seitdem haben junge Deutsche viele dieser Zeichen errichtet in Ländern, die im Krieg unter Deutschen gelitten haben: in Norwegen, Griechenland, Holland, Frankreich, Belgien, England, und in Israel baten Freiwillige mit ihrer Hilfe in Kibbuzim das Volk um Versöhnung, das am furchtbarsten unter der deutschen Politik zwischen 1933 und 1945 zu leiden hatte.

„... Wer verstanden hat, daß man sich selber Rechenschaft geben muß und sich davon auch durch Mitverschulden anderer und ihre etwaige Einsichtslosigkeit nicht abbringen lassen darf – wer eingesehen hat, daß Vergeltung und Aufrechnung von Schuld gegen Schuld eine endlose Kette des Unheils in der Geschichte zur Folge hat, daß einzig Versöhnung... die Kraft hat, den Reigen wechselseitiger Ver-

Die Freiwilligen bauen die ganze Synagoge selbst, von den Ausschachtungen über die Betonverschalungen bis zur Betonierung. Ein französischer Polier sieht lediglich „nach dem Rechten“.



Die Teilnehmer der Aktion sind keine „Griesgramme“, und das Leben in der Gemeinschaft hat seine fröhlichen Seiten ebenso wie seine Konflikte. Alles in allem: es ist ein „junges Leben“.

nichtung zu unterbrechen, einen neuen Anfang verantwortlichen Lebens zu setzen... der trete der Aktion ‚Sühnezeichen‘ bei“, heißt es in dem Aufruf der Aktion.

Mitglieder der Aktion Sühnezeichen erhalten manche Briefe, die allzudeutlich zeigen, wieviel mühsame Arbeit noch getan, wieviel Geduld, wieviel Vergebung noch geübt werden muß, damit der Teufelskreis einseitiger oder gegenseitiger Verächtlichmachungen, Uneinsichtigkeiten und Racheforderungen endlich einmal aufgebrochen wird:

„... auch handelt es sich bei diesen Leuten (der Aktion ‚Sühnezeichen‘) um rosarot angehauchte verbildete, antideutsche Individuen... ‚Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun‘, das geht die Deutschen an, die heute im Schmutz wühlen...“

„Es ist bedauerlich, daß Sie sich von Landesverrätern zur Aktion ‚Sühnezeichen‘ haben überreden lassen“, „... das eigene Nest beschmutzen...“

Wer hat „das eigene Nest beschmutzt?“ Wer verfolgte und vernichtete in maßloser Unmenschlichkeit Millionen von Menschen, deren einziges „Vergehen“ war, anderen „Blutes“ zu sein? Wer erdreistete sich, diese oder andere Verbrechen „im Namen des deutschen Volkes“ zu begehen? Waren das denn die Jungen, die jetzt Zeit und Kraft opfern, um zu zeigen, daß es auch ein anderes Deutschland gibt? Man wirft „der“ deutschen Jugend von heute gern vor, daß sie nicht vaterländisch genug sei. Die jungen Deutschen aber, die der Geschichte ihres Volkes und damit auch notgedrungen der Geschichte zwischen 1933 und 1945 nicht ausweichen, werden als „antideutsche Individuen!“ diffamiert! Und wie dürftig ist die „Logik“, sich nicht zu eigenen Fehlern zu bekennen, weil andere auch schuldig wurden und diese Schuld – vielleicht – nicht einsehen. Fürwahr, ein armer und – ein gefährlicher Grundsatz!

Glieder der jüdischen Gemeinde sprachen von dem Tag der Grundsteinlegung des Synagogenbaues als von „dem glücklichsten Tag ihres Lebens seit den Verfolgungen“. Und der Präsident der Gemeinde betonte, daß die Hilfe der deutschen Freiwilligen „kolossal viel“ bewirkt habe in der Einstellung jüdischer und französischer Kreise zu Deutschland und im Glauben an einen wirklichen guten Willen.

Graf York von Wartenburg sieht in der „Aktion Sühnezeichen“ für deutsche Jugendliche, die durch unsere politischen Praktiken oft geradezu in den Schmolllwinkel gedrängt würden, eine hervorragende Gelegenheit zur eigenen Aktivität. Hier können sie in positivem Sinn an ihrer Zukunft bauen. Diese Zukunft müssen sie ertragen mit den Belastungen der Vergangenheit, mit den Belastungen eigener und fremder Fehler; sie können sie entlasten durch den Einsatz ihrer eigenen Tat, sie können sie reich machen durch den Willen zum gegenseitigen Einandersehen und Aufeinanderhören.

Die jungen Helfer der „Aktion Sühnezeichen“ haben durch ihre Tat wahrscheinlich schon viel positiver für eine solche Zukunft gewirkt als wohlmeinende prominente Redner. Und was sagen die Freiwilligen selbst?

„Es war in keinem Fall ein verlorenes Jahr und erst recht kein Opfer, es war das reichste Jahr meines bisherigen Lebens“, schreibt einer nach seinem „Sühnejahr“, und ein anderer mahnt:

„Es ist fast schon zu spät, denn man hat jetzt schon überall im Ausland das Gefühl, als hätten wir diese Dinge vergessen oder könnten gar mit Wirtschaftswundermiene behaupten: ‚Na, wir bezahlen euch ja dafür, was wollt ihr denn noch mehr!‘ Gerade dieses ‚Mehr‘, das ist in meinen Augen ‚Aktion Sühnezeichen‘.“ Vielleicht ist es doch noch nicht zu spät? Noch nicht!

Fotos: Andrea Schmidt



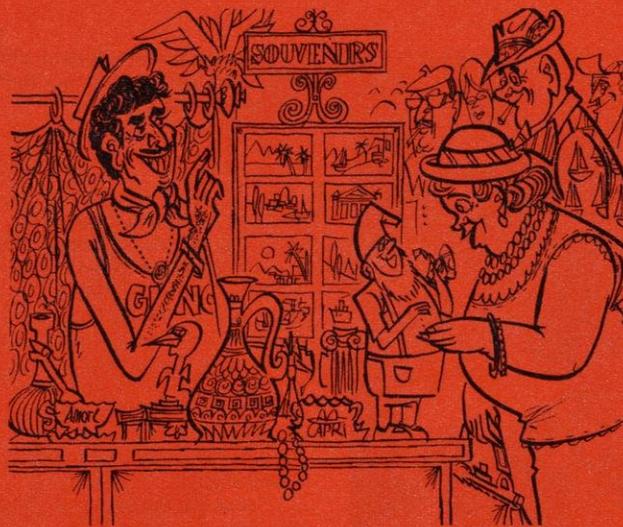
„Ich werd' verrückt, Betunia, Südaluminium-Aktien stehen nur noch auf 768 — jetzt aber nichts wie ab in die Heimat!“

Bella Italia

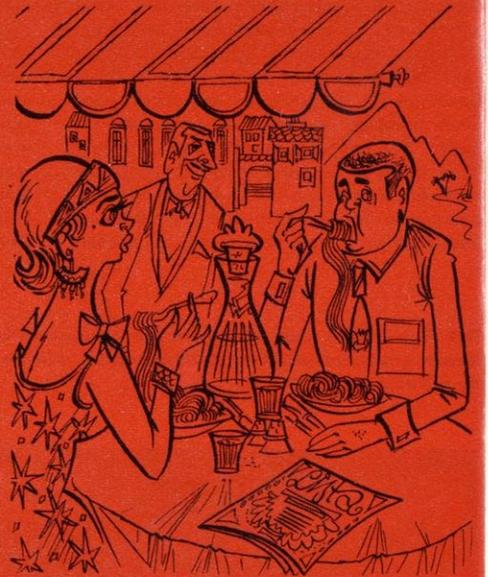
Beobachtet von Wolfgang Sieling



„Wer weiß, wen diese Säule schon alles gesehen hat ... Cäsar, Hannibal, Napoleon, Mussolini und jetzt uns ... da packt einen direkt Ehrfurcht!“



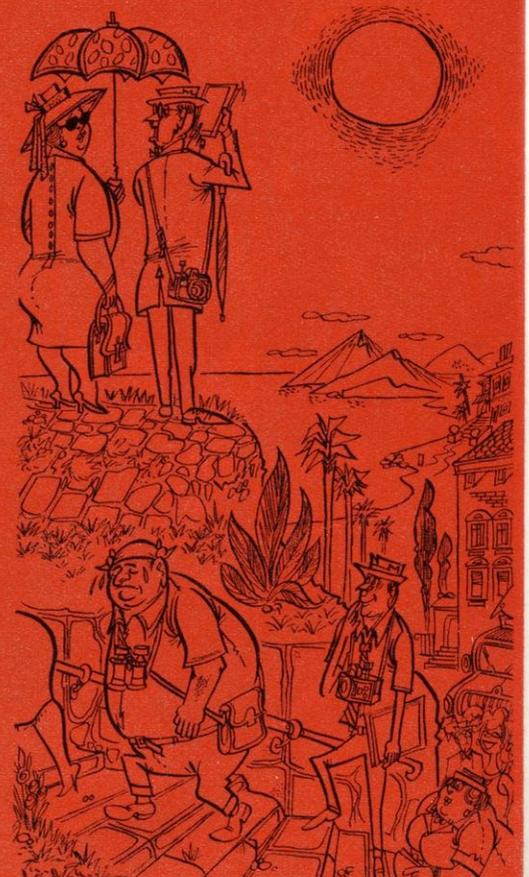
„Den Gartenzwerg können Sie kaufen, Signoria, ist aber serr teuer, weil importiert aus Deutschland!“



„Wieso bist du die Spaghetti leid, schließlich ist es das einzige italienische Gericht, das wir kennen!“



„Hör mal, Emma, heut' wärens wir laut Prospekt auf einer Bootsfahrt nach Capri!“



„Ich werde mich beschweren, der Himmel ist ja gar nicht so blau wie im Prospekt!“